Kerner

Natur und Frieden.

Von

Theobald Kerner.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
(J. Rütten.)
1859.

Schnellpressendruck bei L. Dietzsch in Darmstadt.

Inhalt.

Blumentrost.

Glücklich hat mich's nie gemacht,
Wenn auf Menschen ich gehofft,
Frieden doch hat mir gebracht
Eine stille Blume oft.

Justinus Kerner.

Blumentrost.

Leicht schlägt das Herz wo Blumen blühen,
Bei Blumen aller Gram zerrinnt,
Das hab' ich schon gefühlt als Kind;
Wollt' mir das Aug von Thränen glühen,
Zu Blumen eilte ich geschwind.

Sie waren meines Leids Vertraute,
Sie sogen meine Schmerzen ein,
Ihr Kelch war meiner Thränen Schrein,
Auf den ich lächelnd niederschaute
Wie in ein tröstend Aug hinein.

Ich sprach von meinen Schmerzen, Freuden,
Als hörten sie der Worte Laut,
Sie haben treu mich angeschaut;

O Blumen, daß ich mußte scheiden
Und Menschenaugen hab' vertraut!

Die sind so treu nicht wie die euern,
Die blicken klug nur und gescheid.
Ihr Blumen, die ich floh so weit,
O laßt bei euch, bei euch mich feiern
Mit Thränen meine Kinderzeit!

Calendula officinalis heißt mit gelehrtem Namen eine Blume mit dickem klebrigem Stengel, grünen, saftigen Blättern und einer hochgelben Strahlen-Blüthe, von weitem fast anzuschauen wie eine kleine Sonnenblume; sie wächst beinahe wie Unkraut in den Gärten, ist mit jedem Plätzchen zufrieden wo man sie nur duldet, die Leute nennen sie Ringelblume, wohl auch Todtenblume. Letzterer Name paßt aber gar nicht für sie, sie winkt einem schon von weitem so freundlich und morgenfrisch entgegen, daß sie nur an frohes, frisches Leben, nicht an Tod mahnen kann. Die Blüthe wird nach innen zu dunkler, geht bei manchen fast in's Schwarze über,

das gibt derselben das Ansehen eines Auges, so erschien es mir als Kind wenigstens und wie oft habe ich die schönste, augenähnlichste herausgesucht und sie ganz nahe vor mein Auge gehalten. Da war es mir als schaute sie mich auch freundlich und lieb an und ich hatte immer meine herzliche Freude daran. Auch jetzt noch, wo ich wohl weiß, daß es viele tausend schönere Blumen gibt, ist mir doch, wenn ich die Ringelblume erschaue, als sähe ich plötzlich einen alten lieben Bekannten, ihre gelbe Blüthe streift freundlich in mein Gedächtniß herüber wie ein Sonnenstrahl aus der Jugendzeit. Ich war längst nimmer Kind, da las ich in einem botanischen Buche: „Blume und Kraut der Calendula hat einen eigenen, etwas widerlichen, balsamisch harzigen Geruch." Ei wie entrüstet schlug ich da das Buch zu! Der Geruch meiner lieben Ringelblume soll widerlich sein? ach gerade auch er war mir so lieb geworden!

So hat wohl jeder Mensch seine Lieblingsblume, eine Blume, die er als Kind vor allen andern gern beschaute und sieht er sie im späte-

ren Alter, so gemahnt sie ihn freundlich an die Jugendzeit und er pflückt sie leise und während er sie sinnend betrachtet, entsteigen dem Kelche tausend liebe, liebe Erinnerungen! Seine Eltern, seine Geschwister, das kleine Stübchen, wo der Schrank mit den Spielsachen stand, die geheimnißvolle Bühnenkammer, die er immer nur etwas ängstlich, die Mutter am Kleide haltend, betrat, das Hausgärtchen mit den buchsumfaßten Wegen, wo er manchen Bleisoldaten, der den Kopf oder die Füße verloren hatte, unter einem Bergchen Sand begrub und darauf ein kleines Kreuz aus Grashalmen setzte, der alte knorrige Hollunderbaum in der Mauerecke und vor allem die vielen rothen, blauen und gelben Blumen — o prächtigere sah er seitdem nie mehr blühen! — all diese und tausend andere liebe Erinnerungen entsteigen der Blume und langsam fällt eine Thräne auf sie nieder, der Gedanke an seine Jugend hat ihn weich gemacht. Gienge jetzt der, der ihm im Leben mit Wort oder That am Wehsten gethan, an ihm vorüber, o gewiß er beurtheilte ihn milder, der Blume zu lieb würde er ihm

verzeihen, wie er ja auch als Kind so schnell wieder gut war.

Damals wie er im Grase oder Sande sitzend mit diesen Blumen einst spielte, wie anders war da all sein Denken, Wollen und Fühlen! Die Jahre seitdem, o könnte er sie noch einmal abstreifen wie einen langen schweren Traum und sich wieder arglos freuen wie ein Kind! All die Leidenschaften des späteren Alters, all das heillose Rennen nach Geld und äusserer Ehre, wozu war es nütze? Sein Herz ist hart geworden von Narben und gedenkt er in einer stillen Stunde seiner Kindheit, so senkt er todtmüde sein Haupt und sehnt sich vergebens zurück in das frische Waldesgrün seiner Jugend. Die Schwingen seiner Phantasie, seiner Begeisterung sind gelähmt, er fühlt sich muthlos und arm wie ein Vogel, der im Käfig ist alt geworden, die Blumen, die ihn als Kind so freundlich anlachten und worauf der Thau in bunten Farben glitzerte, er sah sie unterdessen von Thränen feucht auf dem Sarge manches lieben Todten prangen und sein Frohsinn wurde mit ihnen in das Grab gesenkt.

Glücklich, glücklich wer auf Stunden,
Auf Minuten sich vergißt,
Wer vergißt, daß er der Zeiten
Hartgebund'ner Sclave ist!

Was nützt alles Mühen, Streben?
Ewig trifft doch ein der Fluch:
„Du mußt sterben!" Auch dem Besten
Winkt als Preis ein Leichentuch.

Willst du dich mit heißem Herzen
Einem Menschen schließen an?
Hüte dich! die treuste Liebe
Ist dem Tode unterthan.

Ew'ger Wechsel, ew'ges Scheiden,
Mahnung an Vergänglichkeit!
Ueber alle uns're Freuden
Rollt zermalmend hin die Zeit.

Der Glauben hat den Himmel mit Engeln, klei-
nen nackten Kindergestalten ausgeschmückt. Wie be-

deutungsvoll ist das! Ja gewiß, wollten wir uns eine Seligkeit denken, so wäre es nur die, wieder ganz ein Kind zu sein, als schuldloses Kind ewig fortleben zu können. Wie arm sind darum manche Kinder der Reichen und wie reich die Kinder der Armen! Jenen wird ihre Jugend, der Himmel des Lebens, so früh als möglich abgenommen, sie werden vor der Zeit künstlich altklug gemacht, in die Poesielosigkeit der Etikette gespannt; die Spielsachen, die ihnen gereicht werden, selbst diese sind nur phantasielose, verkleinerte Nachahmungen dessen was die Erwachsenen gebrauchen, und kindisches, lakirtes, polirtes Zeug, wobei die Verkäufer gewinnen, das Kind aber den letzten Rest der Kindlichkeit einbüßt. Wie glücklich dagegen das Kind des Armen! O schöner als der Großvater kann Niemand mit ihm spielen! er lacht so herzlich mit. Er hat bis ins hohe Alter in seinem kleinen Wirkungskreis tüchtig gearbeitet und gesorgt, seine Hand ist voll Schwielen, seine Stirne von der Hitze gebräunt, aber er ist heiter geblieben wie ein Kind, er hat keinen Feind, der Hagel und Regen, der ihm hie und da die Fel-

der verdorben, die Hoffnungen zernichtet hat, er kam vom Himmel und der schickt ihm ja auch wieder Sonnenschein und neuen Segen. Wie freudig läuft ihm das Enkelein entgegen, wenn er Abends vom Acker oder Weinberg heimkehrt! Er kommt auch selten ohne dem Kinde etwas mitzubringen. Bald ists eine Blume, bald ein Hornschröter, bald ein großer Kürbis oder gar die erste gefärbte Traube. Der Kürbis wird ausgehöhlt, Augen, Mund und Nase herausgeschnitten, und Nachts zündet man ein Licht darin an und stellt es auf den Gartenpfosten. „Des Nachbars Fritzle hält's gewiß für einen Geist und hat Angst davor“ sagt das Enkelein, fürchtet sich aber selbst ein wenig.

Es ist selten ein Bauernhäuschen auf dem Lande und besteht es auch nur aus einer Stube, Stubenkammer und einem Stall für die Ziege, wo nicht nebenan ein kleines Fleckchen Garten wäre. Und auf diesem Gärtchen ruht ein wahrer Segen. Was auf diesem kleinen Raum Alles wächst und blüht! Die Levkoien, Aster und Nelken sieht man nirgends schöner und üppiger, und um die Reben, die das

Häuschen bis ans Dach überziehen und um das Schneeballenbäumchen und den blauen Holderbusch summen lustig die Bienen. Neben dem Salat, den gelben Rüben und Zwiebeln fehlt auch nicht ein Plätzchen für Apothekerkräuter, Pfeffermünze, Salbei, Melisse und ein hohes Prachtexemplar von Wollblume. Diese Blumen leben hier ein ruhiges gesichertes Stillleben, nur am Sonntag früh, wenn es zur Kirche läutet, da trippelt die Großmama ins Gärtchen und holt sich ein Zweigchen Rosmarin oder Pomeranzen-Kraut und legt es behutsam ins Gesangbuch, die Enkeltochter aber bricht sich eine Rosenknospe und heftet sie wohlgefällig ans Mieder. „Gieb mir auch was!“ ruft der Bruder und sie reicht ihm durch den Gartenzaun eine dicke braunrothe Nelke, die steckt er sich ins Knopfloch oder gar hinters Ohr und geht damit stolz in die Kirche.

Aber hart vor dem Orte ist die große Linde, die blüht herrlich bis auf die untersten Aestchen herab und das ganze Dorf liegt in einem Blüthenwalde von Obstbäumen und auf den Wiesen und an allen

Hecken und Bächlein blühen Schlüsselblumen, Veilchen, Schleedorn und Vergißmeinnicht und in dem nahen Wald Maiblümchen und Immergrün die Menge. Da findet das Kind Blumen, so viel es sein Herz und Auge gelüstet. Mit welcher Freude eilt es mit einem frischbethauten Strauß, den seine kleinen Fingerlein kaum umspannen können, Morgens nach Hause! Und Abends, was kommt da für eine lustige Caravane durchs Dorf gerumpelt! Zwei Knaben haben sich an ein Wägelchen gespannt, das ist rings mit Blumen und Zweigen umsteckt und das Kind, welches darin sitzt, ist mit Klatschrosen und Kornblumen prächtig bekränzt und hat noch viele auf dem Schoose liegen. Das Wägelchen hat keine Federn, nur plumpe Holzräder, geht es über einen Stein, so stößt es tüchtig, daß das Kind mit dem Köpfchen wackelt, aber das stört es nicht in der Freude, es schreit lustig: hio! hio! pfitzt die Brüder mit der Gerte, die es in der Hand hält oder wirft sie mit dicken Schmalzblumen. Hintendrein kommt noch ein anderes Mädchen, höchstens vier Jahre alt, das hat sein Röckchen voll Blumen und verliert die

Hälfte im Laufen. Ich glaube wenn der Weg noch weit ginge, würde es weinen, es hängt schon ein bischen ein Pfännchen herab. Doch dort am kleinen Hause machen sie Halt, ein 12jähriges Mädchen, das auf der Steinbank fleißig gestrickt hat, rollt schnell sein Strickzeug zusammen und hilft dem Schwesterlein aus dem Wagen. „Ei der tausend, welch' prächtige Blumen habt ihr mitgebracht! legt sie alle da auf die Bank! wie schön wollen wir damit spielen!" Die Familie ist groß, da kann man keine Spielsachen kaufen, aber wozu auch? Die Kinder haben ja Blumen, und ach so wenige, namentlich die Stadtkinder nicht, ahnen es, wie nett man mit einiger Phantasie damit spielen kann, darum möchte ich ihnen und allen Kindern zurufen:

Zu Blumen eilet o ihr Kinder,
Ihr die ihr selbst noch Blumen seid,
Eilt eh' des Lebens banger Winter
Euch eure Blühten überschneit!

Mit Blumen läßt so schön sich spielen,
Viel schöner als ihr je gedacht,

Lernt wie aus Blättern, Früchten, Stielen
Ihr eine kleine Welt euch macht.

Klatschröschen hat ein buntes Röckchen,
Ein Köpfchen, drauf ein Krönlein fein,
Leicht bildet ihr daraus ein Döckchen,
Das fast Prinzessin könnte sein.

Und Ritter, Könige und Frauen,
Den Löwen selbst mit scharfem Zahn
Könnt finden ihr in Gärten, Auen,
Schaut euch nur recht die Blumen an.

Schön ist zu schauen unter Blüthen
Ein lustig singend Vögelein,
Schön wie die Biene ohn' Ermüden
Im Blumenkelch schlüpft aus und ein,

Schön sind zu schauen Schmetterlinge,
Auf Blumen spielend leicht und lind,
Doch schöner noch als all die Dinge
Ist ein mit Blumen spielend Kind.

Ein Märchen.

Motto:

Viel wohler als in des Pallastes Pracht
War mir auf dieser mühevollen Farth.

L. Uhland.

Ein Mährchen.

Ei wie herrlich erglänzte schon von weitem der Pallast des großen Königs Markolfus! Wer aber in die Nähe kam, der mußte schon eine blaue Brille aufsetzen, daß ihm die Augen nicht weh thaten von all dem Glanze des farbigen Marmors, der goldenen Balkone und Kuppeln und der prächtigen Spiegelgläser, in denen sich die Sonnenstrahlen in tausend Lichtern brachen.

Und im Schloßgarten das war eine Pracht! Wie Soldaten in schnurgerader Linie standen die schön geschnittenen hohen Pomeranzen- und Citronen-Bäume in großen grünen Kübeln mit goldgelben Früchten und dazwischen schaukelten sich in goldenen Käfigen wunderbar prächtige ausländische Vögel und es war ein See da von lauter Rosenwasser und sprangen Springbrunnen mit eau de Cologne und

Nachts brannten tausend farbige Lampen, daß es taghell im Schloßgarten war und der Mond nur wie eine trübe Stalllaterne und ganz beschämt dazwischen schien.

Aber wer erst das Glück hatte, in's Schloß selbst hineinzukommen, der war lange sprachlos vor Erstaunen und konnte nur ah! ah! sagen. Alles glizerte da von Gold, Marmor, Ebenholz, Spiegeln, Sammt und Seide, und Tapeten waren da und gar vollends Teppiche — schöneres konnte man gar nicht sehen und wagte gar nicht recht darauf zu gehen, schlich nur sanft auf den Zehen wie eine Katze. Die Bedienten wie die stolz darein sahen! sie hatten mächtige Schnurrbärte und große Stöcke in der Hand mit silbernen Knöpfen so groß wie Kindsköpfe und waren ganz wie Generale, nur noch viel vornehmer und hatten breitere Goldborten am Frack. Auf den Treppen standen wunderbar große Porcellanvasen und marmorne Statuen und in den Gängen brannten Tag und Nacht Lampen mit nichts als ächt türkischem Rosenöl gefüllt, das roch so vornehm, daß man gar nicht aus dem Kopfweh herauskam. Aber

erst die Gemächer, wo der König und die Königin wohnten und vollends der Thronsaal! Nein das kann ich gar nicht beschreiben, die Pracht war zu groß! Alles wie im Himmel, nur noch tausendmal schöner.

Der König saß auf einem Throne, der war zwölf Ellen hoch, ganz von Dukatengold, er hatte in der einen Hand einen langen Scepter, in der andern einen Reichsapfel, der war aus einem einzigen wasserhellen Diamant und so groß wie ein Kürbis, und die Krone auf seinem Haupte war von ganz unermeßlichem Werthe mit drei Reihen Edelsteinen garnirt, auch hatte er einen langen Purpurmantel an und ein breites Schwert an der Seite.

Der Königin Kleid war von himmelblauer Seite mit goldenen Sternen besät und daran war ein Purpurmantel mit diamantenen Agraffen befestigt; in der einen Hand trug sie einen Scepter, der stellte eine hohe Lilie dar, die Blätter und der Stengel waren aus gediegenem Golde, der Blumenkelch aber aus einer einzigen Perle geschnitzelt; in der andern Hand hatte sie statt des Reichsapfels ein Sacktüchlein von ächten Brüßler Spizen mit Perlen gestickt

und um das Haupt war ein Diadem geschlungen, die Edelsteine daran glänzten in den hellsten bunten Farben wie der schönste Regenbogen. Das war ein herrlicher Anblick!

Zur Seite des Königs nach ihrer Würde gestellt standen in glänzenden Uniformen und Ordensbändern die Herzoge, Prinzen, Minister, Marschälle, Generale, Grafen, Barone, Leibärzte, Prälaten, Stallmeister und ganz unten der Hofnarr, der hatte ein goldenes Glöckchen an der Kappe, das gab, wenn er sich bewegte, einen melancholischen Ton; wäre das Glöckchen von Silber gewesen, hätte es heller geklungen, aber Gold war eben viel vornehmer. Auf der Seite der Königin standen die Herzoginnen, Prinzessinen, Obersthofmeisterin, Comtessen, Hofdamen, alle wunderschön geschminkt, weiß und roth, in weißen Kleidern mit schneeweißen Handschuhen und hatten in der einen Hand ein Bouquet von künstlichen Pariser Blumen, in der andern ein Riechfläschchen. Es war Alles durchaus nobel! Wenn die Königin nieste, so senkte der König langsam den Scepter und die Prinzen und

Prinzessinen, Comtessen und der ganze Hofstaat verneigten sich, nur die Leibärzte schauten bedenklich darein. Wenn aber der König gähnte, so senkte die Königin ihre Lilie und gähnte auch, aber nur ein klein bischen und die Herzoge, Hofdamen und der ganze Hof neigten sich und gähnten auch, doch so sittsam, daß man's gar nicht merkte und es nur wie ein süßes Lächeln aussah, der Oberhofkoch aber schaute den König fragend an, bekam aber keine Antwort, das wäre gegen die Etikette gewesen. Es war auch eine Spieluhr da, eine große Spieldose, die war an der obersten Stufe des Thrones so künstlich angebracht, daß der König nur ein klein wenig mit dem Fuß auf eine Feder drücken durfte, da spielte sie wundersame Melodieen: „Wir winden dir den Jungfernkranz" und „das Schiff streicht durch die Wellen!" Das waren ihre beliebtesten Lieder. „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod" spielte sie auch, aber die Königin hatte darüber so weinen müssen, daß es nimmer gespielt werden durfte. Auch ein Schlachtlied konnte sie spielen. Wenn das ertönte, schauten die Ge-

nerale muthig darein und klirrten verstohlen mit den Sporen, sie hätten auch gerne den Schnurrbart gestrichen, das schickte sich aber nicht.

Nun geschah es, daß einmal in der Natur draussen gerade Frühling war, aber durch die schweren seidenen Gardinen im Schlosse konnte er nicht dringen. Der König und die Königin saßen auf dem goldenen Throne im Thronsaal umgeben vom Hofstaat und die Spieldose spielte das schöne Lied: „Freuet euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht!" Da stürzte plözlich gegen alle Etikette und ganz unangemeldet ein Hirtenbübchen herein — wie es hereingekommen, ist noch heute ein Räthsel — und schrie: „Der Feind kommt! der Feind kommt! man hört ihn schon von Ferne trommeln!" Dieser Schrecken! Alles wankte und zitterte und wurde schneeweiß, der Obergeneral rief mit fürchterlicher Stimme: „Sauve qui peut!" und stürzte hinaus und Alle ihm nach, die Prinzen und Prinzessinen, Minister, Marschälle, Comtessen, Baronen, auch die Prälaten und Leibärzte flohen über Hals und Kopf, der Hofnarr lief, daß das

Glöckchen traurig läutete und die Hofhistoriographin verlor die Feder und verschüttete das Tintenfaß und man sah die Löcher in ihren blauen Strümpfen hinten, als sie mit Einem Satz zur Thüre hinaussprang auf und davon.

Nun waren der König und die Königin ganz allein im Saal und konnten sich nicht von der Stelle bewegen, denn sie hatten eine Ohnmacht, die Spieldose spielte aber immer noch: „Freuet euch des Lebens!" es war rührend und traurig zugleich.

„Das ist eine schöne Verlegenheit!" sagte das Hirtenbüblein und zupfte den König und die Königin an der Nase und den Ohren, bis sie aufwachten und führte sie schnell die Treppe hinab und durch den Schloßgarten, bis sie an eine alte Eiche kamen. Hinter dieser lag ein großer Stein, den wälzte es weg und nun stiegen sie mehrere Stufen hinab und gelangten in einen dunkeln unterirdischen Gang. Durch den giengen sie, das Hirtenbüblein voran, zwei Stunden lang, daß die Königin vor Angst und Müdigkeit schier vergieng und schienen

ihr dieß die schwersten Stunden in ihrem Leben. Als sie endlich wieder an das Tageslicht kamen, war das Tageslicht schon gar nimmer da, es war Nacht geworden, sie waren mitten in einem Walde und der Mond schien hell durch die Bäume. „Was ist das wie lauter Silber auf den Blättern?“ fragte die Königin. „Das ist der Mondschein!“ sagte das Büblein und trug Moos und Zweige herbei und bereitete für den König und die Königin ein Lager und deckte sie mit dem Purpurmantel zu, da schliefen sie fest ein, denn sie waren durch die Wanderung gar müde geworden und das Büblein schlief auch. Als es aber frühmorgens erwachte, da war der König und die Königin schon wach und saßen auf dem Blätterhaufen und konnten gar nicht aus der Verwunderung herauskommen. Erstens hatten sie so gut geschlafen wie noch nie und waren sonderbarerweise ohne alles Kopfweh aufgewacht; dann sahen sie Dinge um sich, die sie eigentlich noch gar nie gesehen hatten. „Was ist denn die große prachtvolle Kugel hinter den Bäumen, schöner als ich je eine in meiner Schatzkammer habe?“ fragte der

König. „Das ist die aufgehende Sonne!“ sagte das Hirtenbüblein. „Und ach diese herrliche Musik auf den Zweigen und in der Luft? so hat unsere Spieldose nie gespielt“ — sagte die Königin. „Das sind die lustigen Vögel im Walde!“ sagte das Büblein. „Und die Diamanten überall im Grase?“ „das ist der Thau.“ „Aber ich spüre so ein seltsames Krabbeln im Magen!“ sagte der König. „Und mir ist die Zunge so trocken!“ sagte die Königin, „was ist das?“ „Das ist Hunger und Durst“, lachte das Büblein und zog aus seiner Hirtentasche ein großes Stück Schwarzbrod und gab dem König und der Königin jedem die Hälfte und füllte sein Lederkäppchen an dem nahen Bache mit Wasser, da tranken der König und die Königin und aßen das Brod bis aufs letzte Brosämchen und sagten: „Das war aber einmal gut!“ Namentlich das Wasser schmeckte der Königin ungemein gut, sie hatte bis jetzt nur Orangewasser getrunken und Limonade und hie und da Mandelmilch.

„Jetzt ist's aber Zeit, daß wir weiter gehen!“ sagte das Büblein, da merkte die Königin erst, als

sie aufstand, daß ihr schönes seidenes Schleppkleid durch die Wanderung in dem dunkeln, feuchten Gang ganz schmuzig geworden war und auch der lange Purpurmantel des Königs hatte Flecken bekommen. „Das Geschlampel taugt überhaupt nichts auf der Fußreise!" sagte das Büblein und nachdem es vorher höflichst um Erlaubniß gebeten hatte, zog es sein Habenmesser heraus und schnitt der Königin den Schlepp ab und das Kleid ringsum einige Schuh. So giengen sie weiter; da aber die Sonne bald heiß herniederschien, nahm es dem König und der Königin zuerst die Kronen ab, dann die Purpurmäntel und Scepter und wickelte Alles zu einem Pack zusammen und trug es hintendrein. An einem tiefen See aber sagte das Büblein: „Darf ich?" und der König sagte: „Ja!" Da warf es das ganze Päcklein in das Wasser und der König und die Königin sahen fröhlich zu, wie es hinabsank, das Wasser silberne Ringlein machte und wieder glatt wurde und die Sonne hell daraus hervorschien, und dem Büblein war's jetzt so federleicht zu Muthe, daß es fröhlich ein Lied sang, zuerst leis vor sich

hin und, als ihm der König gnädig zuwinkte, mit lauter, heller Stimme:

Juheisa! Juheisa!
Wie schön ist die Natur!
Wie lustig strahlt der Sonne Schein,
Wie singen hell die Vögelein
Im Wald, im kühlen Walde
Und auf der bunten Flur!

Das Bächlein, das Bächlein
Rauscht durch der Wiesen Grün,
Die Lerche schwebt im Himmelsblau,
Singt Tiroli und Tirolau,
Und Wolken, lichte Wolken
Zieh'n über beide hin.

Und Alles und Alles
Freut sich der Frühlingszeit,
Die Bienen selbst und Käferlein
Dreh'n lustig sich im Sonnenschein,
Und summen und brummen
Vor lauter Lust und Freud!

So wanderten sie bald langsam, bald schnell bis zum Abend und die Königin hatte einen Blumenstrauß gepflückt und trug ihn wie eine Kostbarkeit mit. Als sie aber an ein Dorf kamen, da saß am ersten Haus ein Scheerenschleifer, der drehte lustig sein Rad und sang:

Großes Rad, kleines Rad,
Dreht euch, dreht euch früh und spat,
Alles muß sich drehen,
Auch das Glück, auch das Glück
Dreht sich oft im Augenblick,
Auf den Kleinen soll der Große
Nicht verachtend sehen.

„Der Mann hat nicht Unrecht!“ sagte der König, die Königin aber trennte eine Perle aus ihrem Sacktüchlein und gab sie dem Manne um seinen schwarzen Schlapphut, den sezte sie dem König auf und sagte: „Ist er nicht weicher als die Krone?“ Im Dorf aßen sie Milch und Brod und Eier und übernachteten und schliefen auch wieder herrlich und

wachten Morgens ohne Kopfweh auf. Und so kamen sie nach vielen Tagreisen zu einem alten verfallenen Schlosse, das mitten im Walde lag. Neben dem Schlosse wohnte ein Köhler, der hatte einst unter dem Vater des Königs Markolfus lange Jahre als Kriegsmann gedient und eine große Freude, den Sohn seines alten Herrn zu sehen. Bei ihm blieben sie, bis der Köhler und das Hirtenbüblein dem König eine eigene Hütte erbaut hatten und dann nahm das Büblein Abschied und sagte weinend: „Behüt euch Gott!“ Die Königin weinte auch und der König drückte ihm die Hand und sagte: „Du bist mir lieber als ein Baron!“ Da lachte das Büblein durch die Thränen durch und sagte treuherzig: „Das glaub ich wohl, ich bin auch mehr als das, ich bin ein Mensch!“

Der Köhler machte dem König einen Bogen und Pfeile und einen Jagdspeer und zeigte ihm wie man Schlingen legt und bald verstand auch die Königin Netze zu stricken und war selig darüber, daß sie so geschickt sei und sang bei der Arbeit wie eine Amsel, und der König kam selten von der Jagd ohne einen

Braten und sah ganz gebräunt aus von der Sonne, daß ihn Niemand mehr erkannt hätte, aber so gefiel er gerade der Königin. Ein paar Ziegen hatten sie auch, die der Köhler um eine Perle aus dem Sacktüchlein der Königin im nahen Dorfe gekauft hatte und der König und die Königin waren herzlich zufrieden und hatten gar kein Heimweh nach der früheren Pracht, worüber sie sich oft selbst verwunderten, aber es war ihnen als seien sie ganz andere Menschen geworden, wüßten jetzt erst, was leben heißt. Eines Abends aber hatte der König, als er von der Jagd heimkehrte, einen großen Schrecken, er sah plötzlich bunte Gewänder und Waffen durch das Gebüsch schimmern und sah, daß es vornehme Kriegsleute waren. „Das sind die Feinde, die uns suchen!" rief er der Königin zu und wollte sein Schwert von der Wand holen, die Königin zitterte aber wie ein Espenlaub. Doch da waren es, als sie näher kamen, viele Herzoge, Grafen und Barone aus dem früheren Hofstaat des Königs Markolfus und trugen auf einem rothsammtenen Kissen die Kronen und Scepter des Königs Mar-

kolfus und der Königin. Das Hirtenbüblein hatte ihnen wahrscheinlich gesagt, wo es die Krone versenkt hatte und den Weg zu König Markolfus angegeben. Sie kamen zum Könige, der unter seiner Hütte stand, und sprachen, denn sie kannten ihn nicht: „Hat sich nicht in diese Gegend der König Markolfus geflüchtet? Seine Feinde sind geschlagen und verjagt und wir kommen ihm wieder Land und Krone anzubieten." — Da fiel es dem König zentnerschwer aufs Herz, als sollte ihm auf einmal alle Freude weggenommen und dafür ein kalter Stein ins Herz gelegt werden und er sah seine Frau die Königin bedeutungsvoll an und diese zwinkerte mit den Augen, schüttelte den Kopf und deutete wehmüthig zurück auf die Hütte. Da sagte der König: „König Markolfus, den ihr sucht, ist wohl schon lange aus Betrübniß gestorben oder unter dem Schwerte seiner Feinde gefallen, in dieses stille Waldthal ist er nicht gekommen!"

Darauf zogen die Herzoge und Grafen und Barone mit dem rothsammtnen Kissen, auf dem die Kronen und Scepter ruhten, langsam und traurig

weiter und der König und die Königin sahen ihnen mit Herzklopfen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren und fielen jetzt einander jauchzend in die Arme und der König rief: „Gottlob ich muß nimmer König sein, der schwere Traum ist auf immer vorbei!" und sie waren seelenvergnügt, vergnügter als je und aßen fröhlich zu Nacht, Schwarzbrot, Milch und Haasenbraten. „Selbstgeschossenen!" sagte der König. „Selbstgebratenen!" sagte die Königin, und beide waren stolz darauf, es schmeckte herrlich! —

Das Mährchen ist zu Ende, Schade darum!

Etwas vom Monde.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruss hernieder.

Lenau.

Etwas vom Monde.

„Die Zeiten werden immer schlechter!" seufzen die Menschen, und wer kann da besser ein Wort mitreden als ich, der Mond, der schon Jahrtausende auf die Erde herabsieht und die Menschen in Freud und Leid belauscht, wenn kein anderes Auge wacht. Die Zeiten werden immer schlechter, ich fühle es auch, ist es mir doch oft selbst, als schienen meine Strahlen nimmer so helle wie sonst, das macht, weil ich nimmer mit so innerlicher Freude auf die Erde herabschaue. Nun, die Menschen werden immer undankbarer, kälter gegen sich selbst, wie sollte ich Alter es übel nehmen, daß sie es auch gegen mich werden? doch, daß es mich oft schmerzt kann ich nicht läugnen. Es ist wahr, ich trage wohl selbst viel Schuld an diesem Kummer. Denn wer hieß mich auch an die Menschen mich so ketten? Die andern Gestirne der

Nacht bleiben immer in heilig stolzer Entfernung von den Menschen, unbekümmert um deren Loos, und wenn sie je einmal populär sein wollen, schneuzen sie sich nach Bauernmanier, daß es als Sternschnuppe herabfällt — ich aber, ich meinte von jeher, ich müßte mit dem Fröhlichen lachen und traurig sein mit dem Weinenden; immer mehr entfremden sich die Menschen der Natur, ich aber, ich gieße noch immer auf ihre Erde mein Herzblut aus in meinen Strahlen, und mein bleiches Licht gleitet lautlos über Thäler und Seen, als müßte ich immer und immer wieder den verlorenen Kindern der Natur die stille Heimath zeigen und leise flüstern: „o kehret zurück!“ Abends, wenn die Töne der Betglocke, die zur Anbetung dessen ermahnen, der auch mich erschaffen hat, am stillen Abendhimmel verschweben, erhebe ich mich zu meinem nächtlichen Amte. Mit rothgeschlafenen Bäcklein luge ich hinter dem Berge hervor. „Der Mond! der Mond!“ rufen plötzlich die Kinder mitten in ihren Spielen und hüpfen freudig zu einer lichten Stelle, mich besser zu schauen. „Ei seht einmal, was er heute für einen rothen

dicken Kopf hat!“ sagt eines der Kinder. „Ach, wenn es nur nicht Krieg bedeutet!“ seufzt ein altes Mütterlein, ihr Enkelein auf dem Arme, dieses aber zappelt ungeduldig mit den kleinen Füßchen und reckt die Aermlein nach mir aus, als ob es mich an der Nase packen wollte, ich aber meine, ich müsse meinen Mund auch noch zu einem Lächeln verziehen, nur um den Kindern Freude zu machen.

Endlich habe ich mich ganz über die Bäume her-vorgearbeitet und stehe schrägs über dem alten Kirch-lein, meine Strahlen aber gaukeln wie lustige Elf-lein auf den Zweigen der großen Linde. Im Dorfe ist jetzt Alles still geworden, nur die Brunnen plät-schern lauter in freudigem Glanze, und dort auf der Bank vor dem Hause flüstert vertraulich ein Pärlein; ich glaube die guten Leutchen würde es nicht frieren, würde ich auch noch viel kälter scheinen. Doch sind denn meine Strahlen in der That kalt? Der Astro-nom dort drüben auf seinem Thurme meint es steif und fest, doch was behauptet der nicht von mir? ich sei ein wasserloser Erdkörper voll ausgebrannten Kratern, meint er. Sieht er selbst sein ausgetrock-

netes Innere? Denn das ist eben das Seltsame, ja ich darf wohl sagen, ohne allzu unbescheiden zu erscheinen, das Originelle an mir, daß jeder Mensch das in mir findet, was er sucht, daß ich jedem das bin, das er innerlich selbst ist. Oder scheine ich nicht warm und traulich der Schildwache am Stadtthor dort, die auf's Gewehr gelehnt gedankenvoll nach mir aufschaut und leise vor sich hinsingt:

„Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's ferne Lieb gedacht!“

Der Dieb aber, der dort hinten durch die Gasse schleicht und verstohlen zu mir aufsieht, ob ihn meine Strahlen nicht verrathen, friert es ihn nicht innerlich bei meinem Anblick, als sähe er einen Todtenkopf? das macht, ich bin der Wiederstrahl seines eigenen Gewissens.

Auf dem Marktplatz im Haus mit den grünen Läden, da schläft jetzt ruhig ein Bube, der hat aber großen Respekt vor mir! Einmal wie er recht unartig war, hat ihm sein Vater das Männlein im Monde gezeigt und gesagt: „nimm dich in Acht!

das Männlein war auch einmal so wild und streitig wie du, da hat es der Mond zu sich hinaufgezogen und behält es so lange, bis er einen noch böseren Buben sieht." Seitdem, wenn das Büblein noch so lustig auf der Straße lärmt, wenn es m i ch über die Dächer kommen sieht, sagt es zu seinen Kameraden ganz kleinlaut: „gute Nacht!" und schleicht in's Haus, als ob's kein Wässerlein trüben könnte. —

Dem armen Poeten im Dachkämmerlein drüben spare ich oft das Oel in der Lampe. Wenn ich recht hell scheine, dann rückt er das Tischchen an das Fenster und schreibt in meinen Strahlen. Dafür belohnt er mich aber auch reichlich mit Gedichten an mich, ich muß doch schauen, ich glaube er hat eben wieder eines fertig:

Der Tag war laut, still ist die Nacht,
Und hell der Mond am Himmel wacht;
Was mag der Bleiche hüten?
Nicht Geld, nicht Gold, nicht irdisch Gut,
Er hält in seiner treuen Hut
Des Herzens heil'gen Frieden.

Er scheint auf Berge, scheint auf's Thal,
Scheint auf die Wälder allzumal,
Scheint auf die stillen Seeen,
Er scheint tief in das Herz hinein
Und leis stellt sich das Heimweh ein
Mit seinen süßen Wehen.

Nun das geht noch an! da bin ich doch wenigstens von einer respektablen Seite aufgefaßt, aber das kann mich ärgern, wenn man herzlose Verse über mich macht, z. B.:

„Der Mond steht über dem Thurme
Wie das Tüpfelein auf einem i!"

oder

„Der Himmel ist ein Liebesbrief,
Der Mond ist die Oblate." —

Mich gar zu einer Oblate degradiren, das ist doch himmelschreiend! —

Ach schon wieder steht der alte bleiche Mann am Fenster! den sehe ich alle Nacht, da preßt er die

heiße Stirne an die kalte Scheibe und starrt unbeweglich zum Himmel auf als wäre er todt. Wenn aber der Sturm die Wolken vor mir hertreibt, daß sie allerlei schwarze und lichte Gestalten bilden, da breitet er oft die Arme wie sehnend aus, als wollte er etwas erreichen und könnte es nicht und spricht leise vor sich hin:

„Der Mond der scheinet so helle,
Die Todten die reiten so schnelle,
Feins Liebchen graut dir nicht?"

Seine Frau, mit der er fünfzig Jahre gelebt, ist ihm gestorben, das hat den alten Mann wahnsinnig gemacht.

Der alte Nachtwächter, der eben unten vorbeigeht, und jetzt am Eckhause die Stunde ruft, ist mein bester Freund. Weil ich und er den Nachtdienst versehen müssen und ich mit ihm komme und gehe, hält er mich so ziemlich für seinesgleichen und grüßt oft freundlich zu mir herauf; ich glaube das Herz zerspringt ihm oft fast vor Ungeduld, daß er

nicht mit mir reden kann; die Gaslaternen, die eitlen, herzlosen Dinger, kann er auch wie ich für den Tod nicht leiden und das Liebste ist ihm, wenn ich ihm scheine oder wenn er mit seiner großen Laterne gravitätisch durch die dunkeln Straßen schreiten darf. Sonst hatte er eine schöne, helle Stimme, aber das Alter hat sie ihm jetzt ein bischen zittrig gemacht, oder der Schrecken, wie er behauptet. Denn wie er einmal hat eben angefangen zu singen: „Hört ihr Christen laßt euch sagen!“ da ist ihm eine große schwarze Katze vom Dach herab auf den Kopf gesprungen, daß ihm vor Schrecken die Stimme versagte. Obgleich ich damals hell dazu schien, läßt er sich's doch nicht nehmen, die Katze sei eine Hexe oder gar der Böse selbst gewesen und seitdem würde er doch gewiß nie seinen langen Stock gegen eine Katze aufzuheben wagen; — „denn man weiß nicht, was dahinter steckt,“ sagt er oftmals.

Es ist eine thörichte Sache um den Aberglauben, doch sollte ich eigentlich am wenigsten darüber schimpfen, erwirbt er doch gerade mir viele Freunde. Die alte Jungfer dort im Hause mit dem hohen

Giebeldach hält auch große Stücke auf mich. Eben schaut sie fest nach mir auf, reibt sich den Hals, und die drei höchsten Namen anrufend, murmelt sie dreimal halblaut: „Was ich seh nimmt zu, und was ich reib' nimmt ab.“ Das soll Sympathie sein gegen den Kropf, so hat ihr wenigstens die Tochter des alten Schäfers angerathen, als sie ihr beim Nachhausegehen aus der Kirche ihr Leid klagte.

Wo mag wohl jetzt der alte Schäfer sein? richtig ich habe ihn gefunden! Da schläft er in seinen grauen Mantel eingehüllt auf der Wiese nicht weit vom Tannenwalde, neben ihm steht sein Schlafkämmerlein, das rothe Häuschen mit den zwei großen Rädern; aber wenn ich scheine, da geht er nicht hinein, da schläft er immer im Freien. „Die Mondstrahlen machen mir helle Träume,“ sagt er. Von was mag er jetzt wohl träumen? vielleicht von seinem Bruder, der vor einer Woche mit seinen Kindern nach Amerika ausgewandert ist. Ich könnte ihm das Neueste von ihm erzählen. Dort auf dem großen schwarzen Schiffe, das fast lautlos durch die goldenen, ewig wechselnden Kreise der Wellen gleitet, sitzt

er an den hohen Mastbaum gelehnt, und eine Thräne blinkt ihm durch die grauen Wimpern. „Ich kann heute nicht schlafen,“ seufzt er, „das Heimweh bringt mich fast um! Nun, ich thät's ja bei Gott nicht mir zu lieb, nur meinen armen Kindern! Ach wer weiß, der Mastbaum hier war vielleicht eine Tanne in meiner Heimath und ich bin als Kind oft mit meinem Bruder darunter gesessen und wir haben uns Geschichtlein vom Walddokterlein erzählt! vom Walddokterlein! ach, was war das eine schöne Zeit! da lagen wir oft unter den Tannen und schauten hinauf durch die zackigen Wipfel in die blaue Luft und erzählten uns unsere Gedanken, Träume und Wünsche. Auf einmal stand aber die Zigeunerin mit dem schönen Kinde auf dem Rücken vor uns; das Kind war in ein Tuch gebunden und umschlang lächelnd mit seinen Aermlein den braunen Hals der Mutter. — „Nun störe ich doch nicht die Herren Grafen, Prinzen und Kaiser und was ihr als in euren Träumen sein mögt?“ sagte sie dann spöttisch lächelnd. Wir aber hatten immer eine große Freude, so oft wir sie sahen, denn, nannte man sie auch in der ganzen Ge-

gend nur die braune Hexe, uns hatte sie noch nie etwas zu Leide gethan, im Gegentheil, sie brachte uns oft gar seltsam geformte Wurzeln und Steine mit oder erzählte uns vielerlei wunderschöne Geschichten. Eine aber, die vom Walddokterlein, war immer unser Leibgeschichtchen; noch seh ich sie wie heute, wenn sie vor uns im Moose sitzend anhub:

„Kinder, und vor Allem laßt es euch gesagt sein, habt mir nur immer die Blumen recht gern, sie sind die Engel der Erde. Wer sie liebt, dem lohnen sie mit Gegenliebe und hauchen ihm Trost zu, wenn er traurig ist. Sie haben keine Waffen sich zu wehren, und keinen Mund, um zu klagen, aber sie haben auch ihr feines Gefühl und beben bis in die innerste Faser, wenn der Mensch sie unsanft berührt. Im Walde, da begegnet man oft Nachts einem kleinen, kleinen Männlein, das ist das Walddokterlein. Dieses ist am Tag verzaubert zu einem moosigen Steinblock, aber Nachts, wenn die alte Eule um die Eiche fliegt, da wirds ein freundliches Zwerglein und geht leise, leise durch den Wald und betrachtet überall die Blumen,

Sträucher und Bäume. Wo ein Blättchen einen Riß hat oder ein Zweiglein geknickt ist, oder eine Blume traurig ihr Köpflein senkt, da bleibt es stehen und zieht aus seinem grünen Röckchen mit den großen Taschen ein Balsamfläschchen oder sonst ein Gläslein mit wundersamer Flüssigkeit gefüllt, und bestreicht damit sorgsam die Wunde oder gießt wohl auch einige Tropfen auf die Wurzel, daß die Pflanze wunderbar gestärkt sich wieder erhebt. Oft aber auch, wenn es bemerkt, daß seine Hülfe zu spät kommt, murmelt es leise ein frommes Sterbsprüchlein, daß die Blumenseele sanfter sich loslöse. Damit es auf seinem Gange besser sieht, fliegen in dunkler Nacht die Leuchtkäferlein mit ihren Laternchen vor ihm her, im Mondschein aber glänzt sein langes, weißes Silberhaar gar schön durch die dunkelgrünen Waldblätter. Darum, o Kinder, schon dem sanften Walddokterlein zulieb thut den Pflanzen nichts muthwillig zu Leide!"

Die Zigeunerin war dann nach einer solchen Erzählung uns meist wie plötzlich verschwunden, so daß wir oft innerlich schaudernd sagten: „ist es

nicht, als hätte sie sich wie das Walddokterlein in das dunkle Farrenkraut dort verzaubert und das Maiblümchen daneben sei ihr Kind mit den blonden Locken?" — Doch wohin bin ich gerathen mit meinen Gedanken, ich armer, alter Mann! o Bruder! Bruder! ich bin heute recht von Herzen betrübt! aber der Mond scheint ja so schön über mir, er scheint auch auf dich und die liebe Heimath, dort oben im ew'gen Vaterhause sehen wir uns bald, recht bald wieder!" —

Wie meine Strahlen so hell auf dem weißen Felle der schlafenden Lämmer spielen! der schwarze zottige Hund aber, der treue Caro, schaut aufmerksam lauschend in die Ferne; nur hie und da blickt er freudig wedelnd nach seinem Herrn, als wollte er sagen: „du kannst ruhig schlafen, ich wache!" — Der alte Schäfer hat mir und der Natur manches Geheimniß abgelauscht, aber Eines bleibt für ihn doch das unschätzbarste, er erträgt Freud und Leid mit seltener Fassung und sagt: „das kommt daher, weil ich immer in der Natur bin. Ich sehe, wie die Blumen und Vögel unter dem

Himmel, die doch viel unschuldiger als ich sind, geduldig Sturm und Regen ertragen und wie sie beim geringsten Sonnenblick mit Blühen und Singen wieder ihren Schöpfer loben, wie sollte ich, ein vernünftiger Mensch im Unglück verzweifeln wollen?"

Die Frau dort drüben im Landhaus mit der Altane könnte von ihm lernen! Die kniet schon zwei Nächte am Bettlein ihres todten Kindes, des Mädchens mit den großen schwarzen Augen, und meint, es könnte gar nicht möglich sein, daß es nimmer lebe, und will immer noch das starre Händlein warm küssen. Zwei Wachskerzen, die unten am Bettlein stehen, sind düster herabgebrannt und mein Licht spielt um das bleiche Gesichtchen, daß die Mutter oft plötzlich meint, das Kind habe sich bewegt oder gar gelächelt. —

Auf der andern Seite des Thales auf der kleinen Anhöhe liegt der Kirchhof; unter dem weißen Kreuze, das so hell in meinen Strahlen blinkt, als ob jemand mit einem großen weißen Tuche winkte, ruht des Schäfers Frau. Da schaut er oft lächelnd hinüber, in neuester Zeit öfters als sonst und sagt:

„sei nur zufrieden, liebe Alte, ich komme jetzt bald!" Wie freut es mich da, ihm die langen silbernen Haare zu küssen! —

O ich alter Mond! bald werde ich auch um diesen guten, treuen Freund ärmer geworden sein! Ohne Aufhören wechseln unter mir die Geschlechter der Menschen mit ihren Freuden und Leiden; mir aber sind meine Wolken, in die ich mich hüllen kann, bald das Liebste geworden; täglich wandle ich einsamer, lebensmüder meine weite Bahn, doch nimmer darf ich einkehren zur Ruhe und muß rastlos wandern wie Ahasverus, und geduldig ausharren bis zu jenem Tage, dem keine Nacht mehr folgt.

Mein Riesenstorch.

Mein Riesenstorch.

Kommt der Frühling, da ist Freude
In den Wäldern, auf der Haide,
In dem Wasser, in der Luft,
Frühling ist die Zeit der Liebe,
Wer im Frühling kalt auch bliebe
Besser läg' der in der Gruft.

Auf hinaus aus enger Hütte!
In der Blumen, Vögel Mitte
Thauet auf das Menschenherz.
Schau wie wirbelt tirelirend,
Singend, pfeifend, jubelirend
Dort die Lerche himmelwärts!

Auf der Aue liegen Perlen,
Freudig rauscht der Bach und Erlen

Steh'n am Rande, neubelaubt,
Spatzen, Finken ohne Neiden
Halten ihre Baumhochzeiten,
Fragen nicht: Pfaff, ist's erlaubt?

Die im Gras sich sicher meinen,
Zephyr küßt und herzt die kleinen,
Halberschloss'nen Blümelein,
Und der Storch, der Fürst der Trifte,
Daß er keine Störung stifte,
Hebt bedächtig auf das Bein.

Wär' er stark, so wie vor Zeiten
Greife waren, auf ihm reiten
Wollt' ich stets dem Frühling nach;
Wo der Lenz läßt Blumen sprießen
Wären wir, es würden grüßen
Kinder uns mit freud'gem Ach.

Ha das wäre herrlich! Besser als alle Postwagen, Eisenbahnen und Dampfschiffe. Hoch aus der Luft herab diese herrliche Aussicht über Thäler

und Berge, Wälder und Seen! Und allein bliebe ich wahrscheinlich auch nicht lange auf meinem Riesenstorch. Bald da, bald dort riefe ein Kind oder so ein Mittelding zwischen Kind und Erwachsenem, ein Kindskopf: „Heda! laß mich auch mitreiten! o bitte, bitte, nur ein bisele!" „Nur herauf!" sagte ich, „mein Storch ist stark" und jezt ritten oder flögen wir, ich vorn auf dem Hals und ein Haufen Kinder und Kindsköpfe wie die Haimonskinder hinten drauf mit hellem Gejauchze weiter durch das blaue Meer der Luft, die Sonne geht unter, doch herrlich strahlt das Abendgold und wir weiter, immer weiter ins Gold hinein — auf einmal welche schwarze Wolke kommt uns entgegen? Auf einem großen schwarzen Mantel, fast wie ein Leichentuch anzuschauen, steht mit gekreuzten Armen ein schöner, ernster Mann in langem Talare, der Nachtwind flattert ihm durch den wirren Bart, die langen Locken, und hinten auf dem Zipfel des Mantels sizt ein hagerer, hämischer Geselle, eine Hahnenfeder auf der Kappe, die langen rothen Beine gampeln in der Luft. Ha wie Wetterleuchten durch-

zuckt es seine welken Züge, wie ferner Donner dröhnt sein heiseres Lachen! Das ist Faust und Mephisto, das altkluge Wissen, der verkörperte kalte Verstand. Vorwärts, mein Storch, vorwärts! Fürchte dich nicht vor dem spitzigen Degen Mephistos, vor den Zauberworten Fausts! So ist's recht, mein Storch! Gerade drauf los, mit dem langen Schnabel mitten hinein in das Herz des kalten Teufels! hurrah der Mantel überschlägt sich! wie eine Hagelwolke stürzt kopfüber Mantel, Faust und Mephisto hinab in das dunkle Thal; hurrah, mein Storch, du hast deine Sache brav gemacht! Jauchzt Kinder jauchzt, der fröhliche Kinderglaube hat gesiegt über den ernsten kalten Verstand, und dort taucht fern eine Insel aus dem Meer, das ist das Eiland der Poesie, das Reich des ewigen Frühlings, hier sollst du Rasttag halten, fliege, mein Storch, fliege!

Der alte Martin.

Motto:

Wer wie ein Kind geniesst den Tag,
Hat keinen zu bereuen,
Und kann sich, was auch kommen mag,
Auf etwas Neues freuen.

Rückert.

Der alte Martin.

Die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden und tausend lichte Sterne glänzten auf das stille Dörfchen herab. Was kleine Kinder oder alte Leute waren oder solche, die den Tag über in Wald und Feld sich recht müde gearbeitet hatten, die waren jetzt alle zu Bette, aber die größeren Kinder mochten bei dem warmen Sommerabend noch nicht schlafen, die saßen noch vor den Häusern auf der Bank oder Staffel und erzählten sich allerlei grausige und lustige Geschichtchen. Die schönsten wußte aber immer der alte Martin zu erzählen. Der war früher Soldat gewesen und weit in der Welt herumgekommen, jetzt aber hatte er einen Stelzfuß, was ihn jedoch nicht hinderte, oft tagelang in den Wäldern herumzustreifen und verschiedene heilsame Kräuter und Wurzeln zu suchen, die er an die Apotheker in

der Stadt verkaufte und sich damit seinen Unterhalt verdiente. Der Stelzfuß war unten mit Eisen beschlagen und wenn der Martin Nachts durch die Straßen ging, so hörte man ihn schon von weitem herklappern und schrie ein Kind und wollte nicht schlafen und es hörte den Martin, da war es gleich mäuschenstill, denn die Mutter hatte ihm schon oft gesagt: „Wart ich sag's dem Martin, er soll dich in die Stadt tragen und an den Apotheker verkaufen, du bös Würzele du!"

Die größeren Kinder aber, namentlich die Buben liebten ihn leidenschaftlich, in ihren Augen gab es keinen größeren Helden als den Martin und sie betrachteten seinen Stelzfuß mit großer Ehrfurcht, begleiteten ihn wohl auch auf seinen Wanderungen in den Wald, wo er ihnen manches Schöne von Vögeln, Blumen und den kleinsten Insekten und Käfern zu sagen wußte; wenn er aber Abends zu ihnen auf die Hausstaffel saß und Geschichten erzählte, das war für sie immer ein Fest.

„O erzähle! erzähle!" hieß es auch heute und der Martin war so gutmüthig, daß er nicht lange

ihren Bitten widerstehen konnte. „Nun so will ich euch vor Allem meinen Tageslauf erzählen. Ich war heute in aller Früh im Walde hinten auf der großen Waldwiese, suchte dort nach Orchideenwurzeln oder Bubenkraut, wie man's gewöhnlich nennt, für den Apotheker. Jetzt sind diese Blumen alle verblüht und da ist die Wurzel immer am besten; eine Orchide aber stand schattiger als die andern im Gebüsch drinn, die blühte darum noch wunderschön und sah mit ihren schwarzrothen und purpurfarbenen und weißgetüpfelten Blumen so stattlich aus wie die vornehmste Hyacinthe. Ich wollte sie mit sammt den Wurzeln ausgraben, in einen Stockscherben setzen und dem Apotheker zum Präsent mitbringen, aber dann dachte ich wieder: nein bleibe lieber stehen wo du bist und blühe auch das nächste Jahr! es heißt nicht umsonst:

Es fällt der Abendschatten in das Thal,
Die Sonne sinkt, nur an der Lindenblüthe
Hängt bienengleich ihr letzter Purpurstrahl.

Im Scheiden streift er noch das Fenster jetzt,
Als grüßte er die trauernde Orchide,
Jüngst aus dem Walde in den Topf versetzt.

Die schaut wie träumend in das Aetherblau,
Denkt an das kühle Moos, an Baumes Rauschen,
An Vogelsang und den verlornen Thau.

Der Mondenschein umflattert ihr das Haupt,
Die Sterne blicken tröstend auf sie nieder,
Sie denkt der Heimath nur, der sie geraubt.

Der Morgen naht, rings blühet auf die Luft,
Doch Eine Blume sieht die Sonne nimmer —
Sie starb am Heimweh nach der Mutterbrust.

Diese Verse hat zwar ein Stadtkind gemacht, aber es hat ganz gut die Natur der Waldpflanzen verstanden. Bei diesen Blumen ist es auch wie bei manchen Vögeln, die das Einsperren nicht ertragen können und im Käfig schnell sterben. Stellet so eine Waldpflanze in's Wasser oder in die feuchte Erde,

es ist Alles gleich, so wie ihr sie aus ihrem lieben Walde wegtragt, fängt sie an zu kränkeln und zu welken und die Blätter hängen herab wie wenn einer recht traurig ist und die Arme sinken läßt; die Waldpflanzen haben einen viel feineren Bau als die Gartenblumen und sind das Vagabundiren nicht so gewohnt, es zieht sie immer nach der alten Heimath.

Weiter kam ich tiefer im Walde an einen kleinen See, es ist eigentlich nur ein Teich, doch mag er ziemlich tief sein und man darf sich wohl in Acht nehmen, daß man die Wasserlinsen, die ihn an einigen Stellen mit grüner Decke dicht überziehen, nicht für Moos oder Grasboden hält und einen falschen Tritt thut. Die Sonne spiegelte sich auf demselben und schien warm in das Wasser. Welch mannigfaltiges Leben regte sich da! Es ist nicht allein die Wärme der Sonne, die die Thierchen lebendiger, munterer macht und an die Oberfläche lockt, das Wasser wird ordentlich kräftiger durch die Sonnenstrahlen, daß es ist als ob man Wein unter das Wasser gegossen habe, so lustig geberden sich seine kleinen Bewohner, schwimmen pfeilschnell hin und her wie kleine Segel-

schiffchen, die einander den Rang ablaufen wollen, andere stürzen kopfüber hinab auf den dunkeln Grund und steigen wieder unaufhaltsam herauf an die helle Oberfläche und freuen sich an den Sonnenstralen: da mag freilich auch ein wenig Eitelkeit mitunterlaufen — warum sollten sie nicht eitel sein? Der Mensch ist es ja auch! — in der Sonne blinken ihre Farben viel schöner, da spiegeln sie sich gern in ihrem Glanze. Wie Silbertröpfchen blinkten die kleinen Wasserkäfer und beschrieben schnell wechselnde Kreise. Gleich kleinen Krokodillen, doch leicht und behend ruderten buntscheckige Wassereidechsen bald quer durch den Teich, bald an dem warmen Wasserrande hin und suchten die Schnacken, die zierlich über dem Wasser tanzten, an den dünnen Füßchen zu haschen; ein schwarzer Roßegel schlingelte sich unheimlich — es fehlte ihm nur die Größe zu einer Wasserschlange — aus der Tiefe empor und ein großer grüner Frosch saß auf einer Binse und sah mich mit stieren vorliegendeu Augen an; als ich ihm aber näher kam — plumps! sprang er geräuschvoll in's Wasser und schnell war scheu die ganze lustige Bevölkerung von

der Oberfläche verschwunden, nur die Schnacken tanzten noch ihre Hexentänze, wozu eine Grille hinter einem bemoosten Steine nicht weit von dem Teiche ein Liedchen aufgeigte und zwei Libellen schwirrten sich verfolgend um die Gebüsche am Ufer. —

Ich zog ein Stück von den Wasserlinsen an's Land, wie zappelte und wuselte es da in dem grünen Geflechte von einer Unmasse kleiner Geschöpfe und die Geuzen schnalzten mit den Schwänzchen wie kleine Krebse. Arme Thiere! sie wären bald an der Sonne verschmachtet! schnell warf ich den ganzen Plunder wieder in's Wasser, es stiegen langsam Luftbläschen in die Höhe und zerplatzten an der Oberfläche. Eine Spinne aber lebt in dem Sumpfe, die fängt solche Luftbläschen auf, zieht sie mit sich in die Tiefe, umspinnt sie da mit feinem Gewebe und lebt darin einsam und stille wie eine Meerfrau im Krystallpallast.

Jetzt führte mich meine Wanderung an einen großen Ameisenhaufen, derselbe war am Fuße einer alten Tanne, aber diese hatte ihn doch nicht ganz

vor dem letzten Platzregen schützen können, er war an einigen Stellen eingesunken und die Ameisen gaben sich alle Mühe den Schaden wieder gut zu machen, sie krappelten lustig herum und trugen Baumaterial zusammen, die einen schleppten dürre Tannennadeln, deren genug auf dem Boden herumlagen, herbei, andere zogen mit vereinten Kräften an einem langen Stückchen Grashalm, zwei brachten die abgefallene Flügeldecke eines todten Maikäfers, in dessen Bauch sie vor Monaten, als er hülflos auf dem Rücken lag, eine lustige Mahlzeit gehalten hatten; mehrere waren auch so keck und kletterten am Stamme der Tanne hinauf bis in die Zweige, um kleine Rindenstückchen zu erobern, dieß war kein so geringes Wagstück, denn aus dem Stamme sickerte an vielen Stellen Harz heraus, das zwar ganz herrlich roch, wann aber so ein schwarzbrauner Abentheurer seine nackten Füßlein hineinbrachte, da hatte er auf einmal Stiefel an, die er nimmer vom Fuße brachte und mußte elendiglich sterben. Merkwürdige, fleißige Thierchen die Ameisen! ist ihr Stimmchen zu fein, als daß wir es hören können oder sprechen sie

nur mit Zeichen, aber das ist gewiß, wer die Ameisen öfters beobachtet, der sieht auch wie sie sich untereinander verständigen, eine oft die andere im Laufe aufhält, um ihr ein Wörtchen zu sagen, eine Botschaft zu hinterbringen z. B. „schnell komm mit, ich habe ein fettes Räupchen gefunden, es ist von der Buche dort herabgefallen, hilf mir es geschwind in die Küche tragen, eh die naseweise Blaumeise da oben es uns vor der Nase wegfischt“ oder: „ich muß schnell hinab noch mehr Zimmerleute holen, wir haben einen prächtigen Balken ausfindig gemacht, der herrlich zu einem Thürpfosten paßt, aber er will noch nicht recht von der Stelle, sag's auch den andern dort hinten, daß sie uns ziehen helfen.“ Solch Geschäft macht Durst, darum legen sich die Ameisen auch einen kleinen Kuhstall oft an. „Einen Kuhstall? lachten die Kinder, ach das ist gewiß nicht wahr!“ Freilich, sagte der Martin, ihr habt doch schon gesehen, daß an Rosensträuchen, Hollunderzweigen und wo sich sonst gerne die kleinen grünen Thierchen, die Blattläuse aufhalten, immer auch Ameisen herumkriechen? Die Blattläuse sind die Kühe der Ameisen.

Wo eine Ameise eine schöne dicke Blattlaus sitzen sieht, da schleicht sie hinter ihr her und kitzelt sie leicht mit den Vorderfüßchen. Die Blattlaus läßt dann einen weißen, süßen Tropfen von sich, den die Ameise begierig trinkt und der ihr so gut schmeckt wie uns die beste Milch. Aber damit sind sie noch nicht zu- zufrieden, sie nehmen auch die Blattläuse gefangen, schleppen sie in ihren Haufen und sperren sie in ihre Zellen ein. Dort werden sie sorgsam gefüttert und haben das beste Leben, aber die Freiheit haben sie nicht und müssen sich alle Tage melken lassen."

Wie freute das die Kinder! „Also machens die Ameisen ganz wie die Menschen!" riefen sie. „Ja freilich und etwas Anderes ist noch auffallender, die Ameisen halten auch wie die Menschen förmliche Sklavenjagden, die größeren rothen Ameisen überfallen oft die kleinen schwarzen, liefern ihnen Schlachten, nehmen sie gefangen und dann müssen sie ihnen arbeiten gerade wie die Negersclaven den Weißen!

Dann kam ich an dem großen Steinbruch vorbei, die Sonne schien recht warm auf die Felsen, da habe ich zuerst leise, dann immer lauter ein Liedchen ge-

pfiffen und sieh, bald da, bald dort streckte eine Eidechse ein Köpfchen aus den Steinrizen hervor und wagte sich immer weiter heraus und hörte der Musik zu, daß ich sie leicht hätte fangen können. Ja die Eidechsen hören die Musik gern, aber vor Allem die Spinnen.

In Frankreich hat ein Knabe gelebt, der hieß Berthome und war schon in seinem achten Jahre ein so gewandter Violinspieler, daß seine Eltern beschlossen ihn einen Musiker werden zu lassen. Zu dem Ende mußte er fast Dreiviertheile des Tages auf seinem Zimmer zubringen und sich auf dem Instrumente einüben. Die Stube war eng und düster und der Knabe hätte oft gerne die Geige weggeworfen und wäre im lieben Sonnenschein herumgesprungen, aber die Eltern waren sehr streng. Nun bemerkte er, als er einstmals wieder einsam auf seinem Zimmer saß, daß eine große Spinne, die im Winkel oben ihr Netz aufgeschlagen hatte, ihr Gewebe verließ und ihm näher kam, so oft er die Geige strich.

Dieß wiederholte sich zu seinem Vergnügen immer und am Ende wurde der junge Künstler und die

Spinne so vertraut mit einander, daß sie, wenn er spielte, aus ihrem Winkel auf den Pult kam, von dem Pult auf den Künstler und zuletzt gar auf den Arm, der den Bogen führte. Die Freundschaft mit der Spinne war nun dem Knaben sein Alles, ihr zu lieb lernte er seine Einsamkeit lieben und der Spinne wegen freuten ihn seine Fortschritte in der Musik. Aber ach dieses stille Glück sollte nicht lange dauern! Eines Tages führte seine Tante einen Herrn zu ihm ein, dem er vorspielen mußte. Gleich nach den ersten Bogenstrichen verließ die Spinne ihr Gewebe, kam näher und näher und setzte sich endlich auf die Hand des kleinen Künstlers. „Pfui, welch' häßliche Spinne! rief die Tante, ergriff eilig ihren Pantoffel, streifte die Spinne von der Hand auf den Fußboden und kratsch war sie ohne Rettung zertreten. Der arme Knabe jammerte nicht und weinte nicht, ohnmächtig sank er zu Boden. Man brachte ihn zu Bette, er blieb lange ohne alle Besinnung, länger als drei Monate schwebte er zwischen Tod und Leben und als er wieder sprechen konnte, verlangte er immer und ach vergebens nach seiner lieben Spinne. —

„Ach die böse wüste Tante!“ riefen die Kinder; aber nein du darfst noch nicht fortgehen, Martin, der Abend ist ja heute so warm, du mußt uns noch etwas erzählen.“ „Nun so will ich euch zum Schlusse noch etwas aus meinem Leben erzählen, paßt auf!

„In meinem vierzehnten Jahre bin ich von Hause fortgekommen und ging auf die Wanderschaft und habe nimmer meine Heimath gesehen bis in mein zwanzigstes, wo mich die Conscription heimtrieb. War ich als ein kleiner, schmächtiger Knabe fortgegangen und der Abschied meinen Eltern um so schwerer gefallen, da sie mir außer ihrem Segen wenig mitgeben konnten, so kehrte ich jetzt groß und sonnverbrannt heim, auch war mir ein stattlicher Bart gewachsen und ich hatte mir bei meinem Meister ein schönes Stück Geld erworben, das ich fröhlich in der Tasche zusammenklimpern ließ; mitunter sang ich auch mit heller Stimme ein Liedchen, z. B.

O Kukuk, lieber Kukuk mein,
Du machst den Kindern Freude,

Und wenn dein Ruf: Kukuk! erschallt
Ergrünen Wald und Haide.

Des Müller's Kind, sein Töchterlein,
Hat oft gelauscht dem Sange —
„Der Kukuk rief an hundertmal,
Ich leb noch lange! lange!"

Was rauscht das Mühlrad heut so bang?
Es sitzt der Müller traurig
Bei seinem Kind, das Käuzchen schreit
So schaurig, ach so schaurig!

Es fliegt ums Dach langsam und schwer
Als ob den Tod es trage,
Das Mägdlein liegt als Leiche bleich,
Laut schallt des Müllers Klage.

Der Frühling kommt, viel Blümlein blühn
Am Waldbach auf und nieder,
Doch sie des Thales schönstes Kind
Erweckt kein Frühling wieder.

O Kukuk, lieber Kukuk mein,
Du bringst den Kindern Freude,
Doch wenn du, böses Käuzchen, schreist,
Geschiehts zu herbem Leide.

Doch je näher ich meinem Orte kam, desto mehr klopfte mir das Herz, trotzdem daß die Morgensonne gar freundlich — und ich meinte viel heller als sonst — herabschien. Am Hohlweg richtig da stand noch wie vor sechs Jahren der große Holzbirnbaum und auch die Ruhstatt weiter unten war dieselbe geblieben. Eben stellte eine Frau ihr Grasbündel darauf ab, es war unsere Nachbarin, die alte Sabine, sie erwiederte freundlich meinen Gruß, aber sie erkannte mich nicht. Gerne hätte ich sie nach meinen Eltern gefragt, aber ich wollte diese überraschen, auch hatte ich schon gar lange Zeit nichts mehr von ihnen gehört und fürchtete mich fast erfahren zu müssen, eines oder das andere sei krank oder gar gestorben. Der Adlerwirth war ein guter Freund meines Vaters und der Adler nicht weit von meinem väterlichen Hause. Da trat

ich jetzt hinein, verlangte ein Glas Wein und fragte: Ist ein Barbier im Ort? „Ei freilich!" sagte der Adlerwirth, „wenn's der Herr befehlen, will ich nach ihm schicken." O wie zitterte mein Herz! denn der Barbier müßt ihr wissen, und es gab nur einen einzigen im Ort, war ja mein Vater. Nach kurzer Zeit ging auch die Thüre auf und er stand vor mir, der liebe freundliche Mann, er war noch ganz derselbe, nur die Haare etwas spärlicher und grau geworden. „Wollen Sie mir nicht den Bart abnehmen?" sagte ich und während er mich einseifte und rasirte, erzählte er mir, daß er auch einen Sohn in meinem Alter in der Fremde habe und — und — jetzt war der Bart weg — „Ach Gott Martin bist du's? bist du's?" — „Ja freilich bin ich's, lieber, herziger Vater," rief ich, „o verzeih mir den Scherz!" und fiel ihn um den Hals und küßte ihn, der Adlerwirth stand aber daneben nnd es glänzte ihm vor Rührung eine Thräne im Auge, die mir lieber war als sein beßtes Faß Wein im Keller. „Jetzt aber nur gleich zur Mutter!" rief ich. „Ja freilich," sagte mein Vater „ach wie wird sie sich freuen, die gute Alte, sie ist

gerade im Hausgärtchen bei ihren Blumen, ich bin nur begierig ob sie dich erkennt!"

Schnell eilte ich zum Garten, öffnete behutsam die Thüre und während mein Vater einige Schritte zurückblieb, schlich ich mich leise hinter meine Mutter, die soeben ihre Blumen begoß. „Wohnt hier der Herr Barbier?" sagte ich. „O Martin, mein Martin!" rief aber die Mutter schon beim ersten Wort, ließ im freudigen Schreck die Gießkanne fallen, sprang auf mich zu und schluchzte an meinem Halse. Hatte mich mein Vater im Gesicht erkannt, so erkannte mich meine Mutter schon an der Stimme und daraus könnt ihr sehen, liebe Kinder, daß wenn ein Vater sein Kind auch noch so gern hat, eine Mutter es doch noch viel mehr liebt, denn keine Liebe geht über Mutterliebe. Wie ich bald darauf Soldat geworden bin und viele Feldzüge mitgemacht habe, auch in Gefangenschaft gerieth, bis mir endlich in der letzten Bataille das Bein abgeschossen wurde, habe ich euch schon oft erzählt. Damals schritt ich auch wieder nach langen, langen Jahren den Hohlweg herab dem Dorfe zu, aber es war aus mit dem Scherz und ge-

lüstete mich nimmer in den Adler. Ach wo ich meine lieben Eltern zu suchen hatte, das war mir von dem Pfarramt geschrieben worden. Mein guter Vater hatte seine freundlichen Augen schon längst zum ew'gen Schlafe geschlossen und der Himmelsthau begoß die Blumen auf meiner Mutter Grab. Traurig stieß ich mit dem Stelzfuß an die Kirchhofthüre und suchte unter den Gräbern bis ich das Grab meiner Eltern fand. Dort setzte ich mich hin und weinte und weinte. O meine Kinder, wenn man einem den Fuß abnimmt, das ist ein arger Schmerz, aber tausendmal weher thut es doch, wenn die Eltern sterben; da ist's als würde einem das Herz aus dem Leibe gerissen, und nur in der Natur findet man die Spuren der verlorenen Mutterliebe wieder, jede Blume haucht einen tröstend an und flüstert: Haben wir nicht alle Eine liebende unsterbliche Mutter?

Gute Nacht!"

Zuflucht.

Motto:

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

F. Freiligrath.

Zuflucht.

Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit,
Daß ich dir fern wie thut mir's leid!
Mir ist, als ob mein beß'res Ich,
Als ob mein Schutzgeist von mir wich.
Oft in der Nacht hör' ich Gesang,
Wie einer fernen Glocke Klang,
Das ist das Heimweh wohl in mir,
Das mächtig mich hinzieht zu dir,
Von der ich ach so weit, so weit,
Du Zauberkind Waldeinsamkeit!

Im Wald, inmitten in dem Wald,
Wo nur des Vogels Sang erschallt,
Ein Flüstern geht durch Strauch und Baum,
Wie träumt man da so sel'gen Traum,

Fühlt sich so schmerzlos, wünschefrei,
Als ob man selbst jezt Pflanze sey,
Und wie ein Kind im Mutterschoos
Ruht man beglückt im weichen Moos.

Der Zweige Grün erglänzt im Gold
Der Sonne magisch, wunderhold,
Auf Ast und Blättern hüpft der Glanz
Wie lichter Geister Zaubertanz,
Selbst in der Buchen Dämmerschein
Bricht triumphirend er herein,
Geheimnißvoll aus Schatten schaut
Der Fingerhut, das Farrenkraut,
Der Birke Stamm blinkt silberweiß
Durch das tiefdunkle Tannenreis,
Und ob der alten Eiche zieh'n
Die Wolken vielgestaltig hin —
Ja da ist Ruhe! da ist Frieden!
O wär' ich nie von dir geschieden
Waldeinsamkeit! —

Ich weiß ein Mährchen von einem Königssohn, der lag schon seit Monden krank, zum Tode krank;

aus allen Enden der Welt wurden die gelehrtesten Aerzte geholt und umstanden sein Bett mit den seidenen Gardinen und fühlten den Puls und untersuchten das Herz und behorchten den Athem und Alle schüttelten den Kopf und flüsterten: er ist unwiederbringlich verloren!

Da in der lauen Sommernacht als die Aerzte schliefen und die Krankenwärter auch, schlüpfte der Mondenschein durch das offene Fenster und schaute dem Königssohn in das blasse Antlitz und gleitete magisch über ihn hin. Da erhob sich der Königssohn und schritt lautlos wie von Geistern getragen mit geschlossenen Augen die hohen Treppen hinab und kam in einen Wald, dort standen drei hohe Eichen, hier verließ ihn der Mondschein. Und der Königssohn öffnete die Augen und verwunderte sich daß er mitten im Walde war und fiel nieder in das Moos vor Ermattung und Schwäche. Plötzlich aber trat aus dem Schatten der Bäume eine wunderholde lichte Frauen-Gestalt zu ihm heran, ihr Gewand war grün mit silbernem Gürtel, auf dem Haupte trug sie eine Krone von Blumen und darüber einen

blauen goldgestickten Schleier, und der Morgenwind spielte in ihren langen Locken. Statt des Scepters hielt sie den frischen Zweig einer Birke und berührte damit den Königssohn. Da fühlte dieser ein neues Leben durch die Adern strömen, daß er fröhlich und gestärkt sich erhob. „Wer bist du, gütige Fee," rief er, „die sich meiner erbarmt, mir heilend naht, wo jede menschliche Hülfe verzweifelt?" „Ich bin die ewig junge, frische, frohe Natur!" sprach sie, „so weit die Bäume grünen, die Wolken sich jagen, der blaue Himmel sich spannt, so weit ist mein Reich. Nur Lebendiges macht lebendig, nicht künstliche Wasser, nicht todte getrocknete Kräuter, nicht zerstossene Krystalle bringen dir Leben. Wo die Blumen blühen, die Winde wehen, die Quelle dem Felsen entsprudelt, da suche Genesung. Bleibe mir treu und gut und nimmer wird Krankheit dir nahen können!" Mit diesen Worten war sie verschwunden, der Königssohn aber suchte sie durch Wald und Feld und rief sie bei Namen. Wo er hinsah, vermeinte er sie von Ferne zu schauen. Bald war es ihr grünes Kleid, das hell durch die

Bäume schimmerte; als er aber näher hinzukam, war es nur die frische Waldwiese, auf der die Schmetterlinge lustig gaukelten. Bald glaubte er ihren Silbergürtel von Ferne auf dem Boden glänzen zu sehen, ja gewiß hatte sie ihn im schnellen Laufe verloren — es war aber das Bächlein, das sich von der Sonne beleuchtet durch das Wiesenthal schlängelte. Hatte sie ihre Blumenkrone im Grase und auf Zweigen neckend zerstreut, ihm den Weg wo sie gegangen, zu zeigen? überall fand er Blumen und Blüthen. Nur ungern kehrte er Abends zum Schlosse zurück, da war es ihm, als er noch einmal zurücksah, als winkte ihm von weitem noch ihr Schleier, es war aber der Himmel mit den aufgehenden Sternen. So bestürzt im Schlosse Alles über das plötzliche Verschwinden des Königssohns gewesen war, so erfreut waren jetzt Alle, ihn gesund wiederzusehen, nur unter den Aerzten erhob sich ein harter Streit, jeder behauptete, die unerwartete Genesung sei nur eine Folge seiner Kur gewesen. „Ich habe es ja gleich gesagt, man muß die Nachwirkung meiner Pillen abwarten!" sagte

der eine. „Was Pillen! meine Pulver haben den Effekt hervorgebracht!" sagte der zweite. „Als ob meine Mixtur für gar nichts anzuschlagen wäre!" eiferte der dritte und so gieng es der Reihe nach fort und sie zogen brummend ab und jeder erzählte zu Haus, er habe dem Königssohn das Leben gerettet. Der Königssohn aber war von Herzen froh gesund zu sein, gieng jeden Tag hinaus in Wald und Feld und blieb der gütigen Fee, die ihn mit ihrem Zauberstab so wunderthätig berührt hatte, sein Lebenlang treu und dankbar. —

Und was lehrt uns dieses Mährchen? Die Natur ist doch der beste Arzt! Glücklich wer sich ihrer Heilung anvertraut! Jeder Mensch, liegt er auch nicht todtkrank zu Bette wie der Königssohn, ist den Andern unsichtbar an einer unheilbaren Wunde erkrankt, sie heißt: verlorener Glaube an die Menschheit. Wer auch äußerlich hart und kalt erscheint, im Innern hat er doch ein weiches Herz, das hie und da mimosenartig zusammenzittert, von rauher Berührung wund wird. Und wie die Lerche, hat sie sich auch im lustigen Frühlingsmorgen noch so hoch auf-

geschwungen in das unendliche Aetherblau, als wollte sie in den Himmel selbst hineinschlüpfen und in das Hosiana der himmlischen Chöre einstimmen, doch Abends traurig zurücksinkt auf die stille, dämmernde Erde, so sinkt der Mensch, mag ihn auch die Begeisterung der Jugend noch so hoch in den Himmel der Ideale getragen haben, von bittern Erfahrungen getäuscht allmälig langsam zurück in die kalte Wirklichkeit. Dem leichten Abendwölkchen gleich, das golden und goldener am Himmel erglühend, als sei es aus unsterblichen Sonnenstrahlen gewoben, doch Strahl für Strahl wieder abgeben muß an die hereinbrechende Nacht, bis es Eins mit ihr ist, so erlischt Licht um Licht, als würde ein Christtagsbaum ausgeblasen, der sonnige warme Glaube an die Menschheit, und müde all der Enttäuschungen flüstert man sich selbst wehmüthig zu: „es will Abend werden!“ und sehnt sich hinab in die versöhnende Nacht. Glücklich wen dann die Sehnsucht nach Waldesfrieden und Waldeinsamkeit mächtig ergreift, daß er sich loszureißen vermag aus dem Treiben der Menschen, dem Eremiten gleich,

der aus dem wilden Geräusche des Lebens in die Tiefe der Waldnacht flüchtet und dort seine stille Hütte baut! Glücklich wem die gütige Fee Natur mit ihrem Zauberstabe die Schläfe lindernd berührt, wenn sein Herz wie die Aeolsharfe vom Sturmwind erfaßt ausbrechen will in die tiefgefühlte Klage:

Ach daß es so viele Leute,
Und so wenig Menschen gibt!
Daß man hassen lernt am meisten,
Was am meisten man geliebt!
Daß wen gestern, wen noch heute
Ich laut nannte meinen Freund,
Morgen schon mit stiller Wehmuth
Ich erkennen muß als Feind!

Ach so viele, viele Falschheit!
Und die Wahrheit wo ist sie?
So viel Täuschung, so viel Dichkung
Und doch keine Poesie!
Ew'ger Kampf! nicht aber Feinde
Mit geöffnetem Visir,

Nur ein feiges, hinterrückses,
Wespenartiges Gethier!

Ueberall die Etikette,
Dieser steife Ehrengast,
Sie die jede warme Regung
Schlangenmäßig, kalt umfaßt!
Und ringsum das Menschentreiben,
Und doch Herzenseinsamkeit —
Ach wer menschlich fühlt auf Erden,
Hat auf Erden wenig Freud'!

Nur ein leises, [illegible]
[illegible] Gefieder!

Ueberall die Stille ...
[illegible]
Wie die [illegible]
Schlangenmäßig, leis [illegible]
Und [illegible]
[illegible] —
[illegible]
[illegible]!

Ein Sonntag Morgen.

Motto:

An dem Kreuze sank ich hin
In des Doms geweihten Hallen,
Ferne Sonnen sah ich glüh'n,
Doch kein Strahl wollt' in mich fallen,
Drum von Domes Glockenklang,
Vom Gebet in heil'gen Hallen
Treibt es mich nun feldentlang
Der Natur an's Herz zu fallen.

Justinus Kerner.

Ein Sonntag Morgen.

Das war für mich heute auch ein Tag des Herrn und ein heiligerer, als ihn mein Herz schon lange gefeiert hat! Ich glaube auch fast, mein Schutzgeist hat mich diesen Morgen expreß dazu geweckt, denn so früh wie heute war ich schon lange nimmer aufgewacht und ordentlich als müßte ich, als triebe mich eine unbekannte Macht, zog ich mich an und trillerte dabei, hie und da durch das Fenster in die frische Morgenluft schauend, ein Liedchen vor mich hin, als wäre ich eine Lerche und müßte mich in's Himmelsblau aufschwingen.

Aber die eigentlichen Lerchen, die konnten doch besser singen als ich, das merkte ich erst recht als ich die Gärten der Stadt weit hinter mir hatte und mitten unter den jungen Fruchtfeldern stand. Ach wie sah da Alles so frischgewaschen und so sonn-

täglich aus! Die Thautropfen glitzerten wie kleine Sonnen auf den saftgrünen Halmen und zwischen durch schauten die schlanken Feldblumen, blaue, rothe, weiße, mit ihren hellen Aeuglein lustig zu mir heraus, als wollten sie mir zurufen: „guten Morgen! auch schon aufgestanden?“ Ich hatte aber keine Zeit zum Antworten, eine Lerche wirbelte singend vor mir auf, und dort eine und hier wieder eine, und nun stiegen die kleinen Singraketchen höher und immer höher und sahen nur noch aus wie winzige Mückchen, bald sah ich sie gar nimmer, ihr Gesang aber klang immer reiner und verklärter durch das lichte Himmelsgewölbe, und es war mir als regneten die Töne wie geistiges Manna auf mich nieder. „O Dank euch für den Morgensegen!“ rief ich und stimmte fröhlich auch ein helles Lerchenliedchen an:

Der frische Lenz lag auf der Au,
Die Lerche hing im Himmelsblau,
Und sang zu mir hernieder
Gar wundersame Lieder.

Und eins davon das weiß ich noch —
O Lerche, rief ich, sag mir doch,
Wer lehrte dich dies Schweben,
Dies frohe lichte Leben?

Hält Sorge dich im Thale nie? —
Da sang sie freudig: „nie o nie!
Den Lenz im kleinen Herzen
Hab ich nicht Raum für Schmerzen.

Die ganze Frühlingslust drang ein,
Füllt, dehnt und hebt das Herzlein mein,
Würd' ich nicht fliegen, singen,
Müßt' es mir gar zerspringen!"

O Lerche wie beneid' ich dich!
Wohl drang die Lenzluft auch in mich,
Doch Raum noch bleibt für Schmerzen
Im weiten Menschenherzen. —

Wie gerne, wie gerne wäre ich auch eine Lerche gewesen, und hätte auf der luftigen Tonleiter in

den Himmel hinauf klettern mögen! aber es ging nicht, ich war ja viel zu schwer! so laut ich auch sang, wollte der Ton mich doch nicht heben, im Gegentheil ob meinem Gesang verstummten auch die Lerchen rings umher, was mich innerlich recht betrübte.

„Wie? können wir uns nicht friedlich neben einander in der Natur freuen?“ dachte ich, „wenn das eine singt, muß das andere schweigen? warum haßt ihr und flieht ewig den Menschen? freilich es gibt auch böse Menschen, solche die euch nachstellen, aber bin ich nicht ganz anders als diese?“

Doch die Sonne schien so hell und lustig darein, daß sie mir nicht lange Raum zu traurigen Gedanken ließ, und bald wieder heiter und vergnügt wanderte ich weiter. „Ei welch' schöne blaue Blume da! nein es bewegt sich! es fliegt! dort setzt es sich nieder — ha welch' prächtiger Schmetterling!“

Schnell griff ich nach meinem Sacktuch, leise, leise schlich ich mich hinzu und jetzt patsch — „o weh er ist entflohen! ich habe ihn nicht bekommen! doch

nein, richtig hier liegt er neben der rothen Blume im Grase, er regt sich noch ein wenig."

Freudig legte ich ihn auf meine Hand — „wie zart, wie fein sind seine Flügelein und die Farben darauf nur wie hingehaucht! Doch ich weiß nicht, wie er so dahin flog, schien er mir doch noch schöner, ach hätte ich ihn lieber leben lassen! er war so vergnügt bei seinen Blumen!"

Sanft legte ich die kleine Leiche in den Kelch einer Blume, von fern klang das Lied einer Lerche zu mir herüber, ich wollte es mir nicht eingestehen, aber tief innen fühlte ich, daß ich recht traurig über mich selbst war.

Kaum vorher wollte ich besser sein als andere Menschen und o wie arg hatte ich mich eben auf dem Menschsein ertappt! Was hatte mir der arme Schmetterling denn zu Leid gethan? er war schön — war aber das ein Grund ihm das Leben zu nehmen? — Traurig ging ich weiter, die Blumen schauten wohl noch eben so frisch wie früher darein, mir war's aber als sähen sie mich alle ernst und vor-

wurfsvoll an, ich wußte wohl warum, ich hatte ihnen ja einen guten, lieben Freund getödtet! —

Jetzt wurde der Fußpfad immer dünner und schmäler, und jetzt, als hätte ihm Moos und Gras zugeflüstert: „komm' verberge dich schnell unter uns, du armer, menschenzertretener Wurm!“ hörte er plötzlich ganz auf und ich stand am Saume des Waldes.

Hei wie schön strahlte die Sonne durch das Grün der Bäume! das Licht hüpfte spielend um die jungen Blättchen, die schlanke Birke mit ihrem weißen Stamme glänzte in röthlichem Duft, ihre leichten Zweige bewegten sich leise im Morgenwinde, neben ihr stand stark und stolz die graue Buche, um ihren Stamm schlang sich der dunkle Epheu. Die alte Eiche mit der schwarzen harten Rinde schaute ernst darein, ihr Wipfel aber glühte im Morgenlichte als trüge sie eine goldene Krone.

„Aus dem Walde geblieben, wer keine nassen Schuhe bekommen will!“ rief mir der Thau zu und lachte mich dabei schelmisch mit tausend Augen an;

neben der krummen Tanne aber, die ganz außen am Abhang stand, lag ein alter bemooster Stein, auf den setzte ich mich. Hinter ihm grünte üppiges Farrenkraut, das schaute mir jetzt, wie ich an den Stamm der Tanne gelehnt in das Thal hinabblickte, leise über die Achsel und flüsterte mir kaum hörbar um die Schläfe.

Ach es war so stille, so friedlich um mich! vom Waizenfeld herüber tönte der frische Schlag einer Wachtel, die Sonne spiegelte sich bald da, bald dort im Bächlein, das Zickzack an den Weiden und Erlen vorbei das Thal hinabschlenderte wie ein Kind, das nach Blumen sucht. — Ich schloß die Augen und versuchte zu träumen ich sei auch ein Farrenkraut oder ich sei ein Epheu und umschlinge die alte Tanne. Mir war so wohl, so seelenvergnügt zu Muthe, ich hätte nur ewig so fortträumen mögen und doch durchzuckte mich immer wieder leise ein wehmüthiger Gedanke — „o hätte ich nur auch den armen, schönen Schmetterling leben lassen!" —

Ich habe einmal von einem Vogel gelesen, der immer nur Ein Liedchen im Käfig sang:

Waldeinsamkeit die mich erfreut!
Wie mich erfreut Waldeinsamkeit!

Hier im grünen Schatten der Bäume, am stillen Saume des Waldes konnte ich das mächtige Sehnen des Vogels begreifen, sein Heimweh nach Waldesluft und Waldesschatten, nach Waldesleben und Waldesfrieden, und ich glaube, wenn schnell eine Fee hinter der krummen Tanne hervorgetreten wäre, gewiß auch ich hätte nur Einen Wunsch an sie gehabt:

Weit von der Welt und ihrem Lärm geschieden
In eines Waldthals heilig stillem Frieden
Wie gerne möcht' ich sein!
Da springt vom Fels die Quelle singend nieder,
Die Vögel jauchzen ihre wilden Lieder,
Und Tannen rauschen d'rein.

Da flüstert jede Blume ihre Sage,
Unschuldig rein als wie am Schöpfungstage
Ist der Gazelle Blick,

Es bringt die Luft den Gruß von tausend Blüthen,
Der Waldesnacht entsteigen lichte Mythen,
Den Schleier schlägt die Phantasie zurück.

Ich darf ihr keck ins dunkle Auge schauen,
Kobolde, Nixen, Elfen, Waldesfrauen
Sind im Gefolge ihr,
Sie tanzen um mich ihre Zauberkreise,
Sie singen mich in Schlaf mit süßer Weise,
Und weben Träume mir.

Jetzt tönte von fernher eine Glocke, bald eine zweite, eine dritte — man läutete in die Kirche. Bald waren die Glocken verstummt und mir war jetzt als hörte ich fernen Orgelklang. Doch vielleicht auch täuschte ich mich und es war nur der Wind, der hinter mir durch die Tannenwipfel rauschte. Was mag wohl heute der Pfarrer predigen? dachte ich. Vielleicht von der Allmacht Gottes? predigt sie aber hier nicht jedes Blättchen, jedes Käferlein schöner, als es seine Zunge je auszusprechen vermag? oder von der göttlichen allbarmherzigen Liebe,

von ihm, der für unsrer Seelen Seligkeit am Kreuze gestorben? O mein Gott! mir ist ich höre dein Nahen im Rauschen des Waldes, als schaute dein Vaterauge durch die Blätter der Bäume auf mich nieder, vor dir ist nichts verborgen, tief tief in meinem Herzen erkennst du jeden, auch den verstecktesten meiner Gedanken und wohl weiß ich, daß ein Wort und wäre es auch das lügenhafteste, verruchteste in den Augen der Menschen, ist es nur in treuem kindlichen Glauben an seine Wahrheit gedacht und gesprochen, dir lieber ist als das schönste Gebet, das aus falschem Herzen kommt. O Gott, der du mit weiser Hand und allbarmherziger Güte die Gesetze der Natur leitest und vor dessen unaussprechbarer Größe das was sich das Größte, Klügste auf Erden denkt, winzig klein ist und gleich dem unscheinbarsten, hülflosesten deiner Geschöpfe, nimmer, nimmer wirst du in deiner Milde und Gerechtigkeit dem einen Tod, dem andern ewiges Leben geben wollen, Alle, Alle, das Mücklein, das hier in ahnungsloser Fröhlichkeit im Sonnenstrahl sich wiegt und mit dem Abendroth spurlos dahinstirbt,

wie der Mensch, der stolz auf seinen aufrechten Gang oft am Schönsten, Lieblichsten, was ihm die Natur an den Weg gepflanzt hat, unbeachtend vorübergeht und in kalter Ferne sucht, was ihm die Gegenwart liebend darbietet, Alle, Alle, Groß und Klein sind vor dir gleichberufen und gleichberechtigt sich ihres Lebens und deiner Güte herzlich zu freuen und nimmer möge maasloses Hoffen und frevelhaftes Wünschen diese reine Freude stören!

Viel lieber als ein dürres Kreuz
Ist mir im Wald das grüne Holz,
Natur allein ist mein Prophet,
In ihrem Dienste bin ich stolz.

Mein Evangelium war da
Eh' Bibel noch und Coran war,
So lange sich noch Welten dreh'n,
Bleibt unverrückbar mein Altar.

Mir predigt's jedes Blatt im Wald,
Ein jeder Vogel singt mir's zu:

„Freu dich des Lebens keck wie wir,
Wie wir demüthig sei auch du!“

Wozu der hochmuthsvolle Wahn,
Die Priesterspeculation
Auf ein da capo Leben dort,
Wo man fürs Hier sich holt den Lohn?

O schaut von euern Büchern auf
Nur einmal frisch in die Natur,
Und freud'ges Blüh'n, ergeb'nen Tod
Lehr' euch die Blume auf der Flur!

Doch horch wie lustig die Amsel aus dem Dickicht dort herüber singt! o wie glücklich ist doch ein solcher Vogel! Wenns regnet und schneit, dann frierts ihn gewiß auch arg in seine nackten Füßlein, doch er deckt sie mit seinen Federlein halt so gut zu als es geht und denkt: „nun vielleicht erleb' ich auch noch den warmen Sonnenschein!“ und richtig jetzt ist der Frühling gekommen und er ist außer sich vor Ver-

gnügen und freut sich so sehr man sich nur freuen kann. Horch war's nicht eben, als riefe er: „lebt ihr noch? freut euch!?" —

Das gute Thierlein! allen Vögeln, Blumen, Bäumen, ja der ganzen Natur möchte es zurufen: „genießet die Gegenwart! das Leben ist kurz!" O wenn nur auch der Mensch auf diesen Ruf hörte! der aber glaubt, die Pflanzen, Thiere, Steine, ja und gar die schönen Sterne — alles zusammen sei nur ihm zu lieb erschaffen worden und versteht doch so wenig die Natur wahrhaft zu lieben, ihr Wesen warm zu erfassen; das Herrlichste was sie ihm beut, zerlegt er mit kaltem Verstande, fühlt sich darum inmitten aller Schönheit vereinsamt und verlassen, da wo er mit tausend anderen Geschöpfen von Herzen fröhlich sein könnte, wäre er nicht ein vom Baum der Natur gewaltsam losgerissenes Zweiglein.

O Mensch willst du dich freu'n an der Natur,
Dann schau sie an mit klaren Kindesaugen,
Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!

Bei Pflanzen denke ans Herbarium nicht,
Den Käfer lasse frei vorüberziehen,
Rüst' nicht die Nadel, die ans Brett ihn sticht.

Tritt nicht in die Natur hinaus als Feind,
Sie sei dir nicht ein Buch nur zum Studieren,
Gieb acht, wie anders sie dir dann erscheint.

Dann träumst du selig von der Kinderzeit
Bei Gras und Blumen; bei der Bäume Rauschen
Fühlt sich dein Herz von aller Sorg befreit.

Du fragst nicht: ist von Süd, von Ost der Wind?
Spürst nicht gelehrt nach Namen und nach Classen,
Freust dich der Blumen, weil sie Blumen sind.

Der Vogel auf dem Zweig ist dir bekannt,
Kannst du auch nicht die Spezies benennen,
Ist er dir lieb durch Stimme und Gewand.

Du schaust entzückt die Sterne in der Nacht,
Doch ob's Orion, Jakobsstab, ob Wagen —
Darauf hast du vor lauter Freud nicht Acht.

Wie herrlich das goldene, rothbesäumte Wölckchen da oben durch die dunkeln Tannenwipfel schaut! Wie bald vielleicht wirds zur schweren grauen Wolke und fällt in tausend Regentropfen zur Erde! Und thut ihr das wohl leid? ei bewahre! es ist ja so ihre Bestimmung. Würden alle kleine goldene Wölckchen am Himmel schweben bleiben, der Himmel wäre ja bald so damit bedeckt, daß man sein schönes Blau nimmer sehen würde, dann wärs auch bald aus mit dem goldenen Schein. Nein da sind sie lieber so gescheidt und machen liebreich auch andern wieder Platz; wenn sie dann zur Erde gesunken sind, sind sie ja auch nicht nutzlos gestorben, die Blumen und Bäume blühen und grünen noch einmal so schön und auch die Vögel schütteln freudig ihre frischgewaschenen Flügelein und singen dankend ihr Liedlein zum blauen Himmel auf. Das ist dann der Wolke ihre Auferstehung und sie könnte keck-

lich sagen: „ich bin nicht gestorben, ich lebe fort in der Freude der Blumen, Bäume und Thiere.“ —

Wie sanft ruht es sich hier im Moose! Ist es denn so was Arges darum, bald schmerzlos und still in der Erde ruhen zu dürfen? Ach warum fürchten sich denn gerade die Menschen so sehr vor dem Tode? Nun ich kann es wohl errathen; gingen sie mit andächtigem Gemüthe wie in die Kirche so nur auch eine Stunde in der Woche friedlich durch die Flur und in den Wald und lauschten dem Geflüster der Bäume und dem Gesange der Vögel — O gewiß dann lernten sie auch unser Aller Mutter, die Natur, lieben. Wen man aber liebt, zu dem kehrt man auch gerne wieder zurück. Dann würden sie aufhören mit traurigem Kreuze zu bezeichnen: „hier liegt ein Mensch!“ O ihr Zaghaften! die Natur bedarf nimmer eurer Kreuze. Mag Mensch, mag Pflanze oder Thier im Schoose der Erde modern, die Natur vergißt Keines, Keines; ihre urkräftige, ewige Liebe ruft Jedes, Jedes wieder zu neuer Bestimmung, neuem Leben.

Wie lustig der Kukuk dort von der alten Eiche herabruft! Ich will einmal zählen, wie lange ich noch zu leben habe: Kukuk — Kukuk — Kukuk — drei — jetzt hört er auf. Also nur drei Jahre noch! — Nur? Wie? Der Schmetterling, den ich vorhin erschlug, wäre er nicht vielleicht mit drei Tagen überglücklich gewesen? Nein verzeih mir, o Mutter Natur! rufe wann Du willst, klaglos will ich gehorchen, doch Einen, Einen Wunsch hätte ich:

Im Herbste, ja im Herbste
Möcht ich begraben sein!
Wenn rings die Pflanzen sterben,
Die Blumen sich entfärben,
Stürb' ich ja nicht allein.

Wie wär' es d'rauf im Winter
So ruhig um mein Grab!
Beschneite Grabesstätte
Ist gar ein stilles Bette,
Kein Laut dringt da hinab.

Doch streut der Frühling Blumen,
Und auf das Grab auch mir,
Dann schaut wie s c h ö n die Erde,
Und gönnt mir, daß ich werde
Jetzt auch ein Stück von ihr.

Heimweh.

Motto:

Ach nirgend scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So schön als da, wo sie zuerst uns schien.

Wieland.

Heimweh.

Eine wilde, tolle Rotte
Leichter, weltlicher Gedanken
Sitzt in meines Herzenskammer,
Lärmet, lacht und renomiret
Als sein sie die Herrn alleine,
Horch da klopft es! Alle schweigen,
Schüchtern tritt herein das Heimweh.

Da bist du wieder, liebes Heimweh, besuchst mich in der stillen Abendstunde und erzählst mir aus vergangenen Zeiten, du schlägst das Album der Erinnerung vor mir auf und zeigst mir diese und jene liebe Gegend, diesen und jenen lieben Bekannten. Hier ist das kleine rebenumlaubte Haus, wo ich als Kind bin fröhlich aus- und eingesprungen, hier der alte Nußbaum mit der hölzernen Bank

ringsherum. Was der Stamm so lieb dick ist und gar nicht hoch! wie oft bin ich hinaufgestiegen, habe mich in seinen Zweigen geschaukelt und ein glückliches Vogelleben geträumt! Einmal sah ich Frühmorgens ein Eichhörnchen darauf herumspringen, bald war's auf den obersten Zweigen, bald wieder auf den untern und knopperte lustig an einer Nuß. Wie pochte da mein Herz! schnell suchte ich einen Stein und warf darnach, traf's aber nicht. Behend sprangs auf den nächsten Baum und so weiter und fort war's — aber wie ich Abends wieder an das Eichhörnchen zurückdachte, da war es mir doch recht, daß ichs nicht getroffen hatte. Wie nutzlos wäre sein Tod für mich gewesen und jetzt sprang das nette Thier doch noch lustig im Walde. Auch einen Specht habe ich einmal am Nußbaum auf- und abpicken sehen, der war aber am Halse so schön buntgefleckt, ich hielt ihn zuerst für einen Papagei; schade, daß er so schnell fortflog!

Und hier ist die alte Kirche mit dem gepflasterten Hof und der alten Stadtmauer daneben. Das schlanke spitzige Kirchthurmdach ist etwas krumm

oben und gebogen wie eine Zipfelmütze, wie hat mich das immer gefreut! Und daneben ist das Schulgebäude. Mit welch banger heiliger Scheu betrat ich es zum erstenmal, die Schiefertafel und das A B C Buch unter dem Arm, und als ich es eine Stunde später wieder verließ und schon wußte, wie das i aussieht (das kleine Männlein mit dem dicken Köpflein) und das 𝔄 schreiben konnte, wie stolz war ich da! „du Nichtskenner!" rief ich einem kleineren Buben auf der Straße verächtlich zu und eilte jubelnd nach Hause.

Die Kirche hat ringsherum viele Vorsprünge und Nischen, wie herrlich konnte man sich dahinter verstecken! und wenn wir Knaben Abends dem dumpfigen Schulgebäude entsprangen, da spielten wir noch oft um das stille Kirchlein herum unsere lauten Spiele, bis die Dämmerung heraufkam und selbst der goldene Hahn auf dem Kirchthurm sein Sonnengefieder ablegte und schwarz wie ein Rabe wurde; dann erschien er viel größer und man sah deutlich die gezackten Schwanzfedern, die oberste war wie ein Türkensäbel gekrümmt.

Noch wie heute erinnere ich mich's, wir spielten einst lupus. Bei diesem Spiele mußte sich allemal einer verstecken und stellte den Wolf vor, die andern suchten ihn, und wenn sie ihn fanden schrieen sie mit lauter Stimme: lupus! lupus! um den andern die Gefahr anzuzeigen und liefen davon, der Wolf aber sprang in wilden Sätzen nach. Nachdem wir lange dieses Spiel getrieben, war auch ich der Wolf, ich hatte mich auf das Fenstergesims eines Kirchenfensters geschwungen und saß da ganz gut verborgen, zumal es auch immer dunkler wurde. Ich hörte wie meine Kameraden mich suchten, bald nahe bei mir, bald wieder ferner, endlich hörte ich sie nimmer. Auf einmal sprach es laut und langsam mit dumpfer Stimme in der Kirche: „Wenn man immer lupus schreit, kann man ja nicht schlafen!" Mit einem Satz war ich vom Fenster herab und rannte angstvoll heim; es war Nacht, von meinen Kameraden war keiner mehr auf der Straße, sie hatten mich lange gesucht und waren nach Hause gegangen. Im Chor der Kirche waren viele alte Grabsteine von Rittern und Rathsherren längs der

Wand und auf dem Steinboden; schritt man darüber weg, so hallte es dumpf. Unter den letzteren interessirte mich namentlich immer ein alter Ritter in voller Rüstung mit gefalteten Händen und einem langen Barte. Nase und Füße waren von den Tritten der Vielen, die im Laufe der Jahrhunderte über ihm wegschritten, etwas abgeschliffen, aber doch sah er noch ganz ehrwürdig aus und wie einer, der sich nicht gern am Bart zupfen läßt. In der Nacht wie ich im Bette an mein Abentheuer zurückdachte, da fiel mir jetzt dieser Ritter ein, gewiß er war von unserem Lärm in seiner Gruft erwacht, hatte mit starkem Arm den Grabstein erhoben und den dumpfen Geisterruf aus der Kirche erschallen lassen. Als ich den andern Tag meinen Kameraden die Begebenheit erzählte, war es Allen eine große Merkwürdigkeit und wir wagten lange nimmer des Abends in der Nähe der Kirche zu spielen, der Meßner aber, der neben der Kirche seine bescheidene Wohnung hatte, lächelte oft sonderbar pfiffig, wenn er uns so früh weggehen sah. War am Ende er in die Kirche geschlichen und hatte mich so in Angst ge-

jagt? Ich weiß es nicht, doch der Schelmenstreich hätte dem lustigen alten Kauz schon gleich gesehen. Ach diese Classe der lustigen alten Männer mit weißen Haaren und rothen Gesichtern, die gravitätisch Abends in's Wirthshaus schritten, dort über Krieg und Frieden disputirten, und dabei ihre regelmäßige Zahl Schöpplein tranken, des Morgens aber ihre silberbeschlagene Meerschaumpfeife zum Fenster hinausrauchten und für jedes Kind, das mit Schulsack oder Ränzchen der Schule zueilte, ein freundliches Wort, ein kleines Witzchen hatten, z. B. „Geh schnell wieder heim, die Schule ist eingefallen!“ oder „zertritt das Hühnlein nicht auf dem Boden!“ oder „Himmel, wie siehst du aus, du hast ja die Nase den langen Weg und den Mund überzwerg! u. s. w.“ ach sie sind auch sammt den kindlichen Spielen und Spielsachen, die ein Kinderherz erfreuen konnten, von der Erde verschwunden! Nimmer erhellt sich plötzlich das Gesicht eines Kindes und es unterbricht sein Spiel um so einem freundlichen Manne nachzulaufen, ihm sein Händchen zu geben und dafür ein scherzhaftes Wort zu

erhaschen. Der Herrscher über ihm, der Erwachsene, hat im prosaischen Getriebe der Jetztzeit vergessen, daß das Kindesalter so gut seine Berechtigung, seinen Werth hat wie das Mannesalter. Er schätzt im Kinde nur die Zukunft, nicht die liebliche Gegenwart. O gewiß, gäbe es Fabriken in denen man die Kinder schnell künstlich wachsen lassen, alt machen könnte, mancher Vater trüge sein Kind pfeilschnell dahin, der Frucht zulieb verkürzte er mitleidslos das freudige Leben der Blüthe! Arme Kinder, die sich fast schämen müssen noch Kinder zu sein!

Doch komm mein liebes Heimweh! führe mich aus kalter Gegenwart zurück in die Zeit meiner Jugend!

Die alte Stadtmauer war an manchen Stellen nieder und breit, da konnte man sie gut ersteigen und ohne viel Wagniß darauf herumgehen. „Ich bin ein mächtiger Raubritter, wer wagt es mich zu bekämpfen?“ rief ich da oftmals den Kameraden unten zu und wehrte mich tapfer, während sie die Mauer zu erklimmen und mich herab zu werfen

suchten. Aber an andern Orten war die Mauer auch so hoch, daß der alte große Birnbaum kaum mit dem Gipfel zu ihr hinaufreichte. Wie oft beneidete ich die Raben oder die Elstern, die vom Birnbaum auf sie hinüberflatterten, um ihren gravitätischen Spaziergang auf dieser alten Mauer. Außer ihnen war seit Jahrhunderten nur Sonnenschein, Mondlicht, Schnee und Regen auf sie gekommen und die Blätter des wilden Geraniums sahen wie blutgefleckt herab; Ach wer weiß! vielleicht lag noch ein alter verrosteter Pfeil oder gar ein Schwert aus der Ritterzeit oben! Und was hätte ich mit dem Schwerte gethan? O wie groß und gewaltig ist die Phantasie eines Kindes! Aus den engen kleinen Grenzen der Wirklichkeit trägt sie es pfeilschnell hinaus in das weite Reich der Feen und Mährchen. Mit dem Schwerte hätte ich mir ein Königreich erobert oder wäre auch nebenbei in einen tiefen Zauberwald gedrungen und hätte mich mit Drachen und Riesen nicht schlecht herumgehauen. Ha wenn so ein langer Riese hinstürzt, was da der Boden erzittert wie beim Sturz einer Eiche und wie das

Blut herausspringt, wenn man ihm den Kopf abhaut! auf Einen Hieb muß aber der Kopf herunter, anders hätte ich's gar nicht gethan.

In den Kirchthurm hinauf führte eine enge steinerne Wendeltreppe, man glaubte es kaum zu erleben und ward schwindlich bis man oben war bei der Glocke, dafür hatte man aber auch durch das enge Bogenfenster eine herrliche Aussicht hoch über alle Dächer weg mitten in das Storchennest hinein, das auf dem Rathhausdache war. Die große Glocke hieng gleich unter dem spitzen Dache an dicken starken Balken und soli Deo gloria in excelsis! stand auf ihr mit großen erhabenen Buchstaben. War man neben ihr, wann sie geläutet wurde, da mußte man die Ohren schnell zuhalten und sich beeilen, daß man herabkam, es war ein Heidenlärm und dröhnte schrecklich, aber von weitem, namentlich durch die Abenddämmerung, tönte sie so friedlich und feierlich, daß man unwillkürlich weich gestimmt wurde und die Hände zum Gebet faltete. Schloß ich die Augen, da schien mir der Ton nimmer aus dem todten kalten Metall im Thurme zu kommen,

ihre Stimme erklang so menschlich und klagend wie der ferne fromme Gesang eines Eremiten im Walde und erinnerte mich an die Erzählung einer alten Chronik:

Es war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, da schritt an einem schönen Sommerabend ein Mönch aus dem Orden der Dominikaner seinem Kloster in der Nähe von Barzelona zu.

Derselbe war ausgegangen zu terminiren und hatte diesmal besonders offene Herzen und Hände gefunden, das zeigte ein mit Früchten, Fleisch, Brod und Eiern schwer beladener Esel, den einige hundert Schritte hinter ihm ein Junge dem Kloster zutrieb.

Die Luft war durch einen Gewitterregen angenehm erfrischt, ein herrlicher Regenbogen hatte sich über den Himmel ausgespannt, die Vögel zwitscherten und hüpften über den Weg, als ob ein Frühlingsmorgen wäre und ein Knabe, der auf einem nahen Abhang Ziegen grasen ließ, blies auf einem Baumblatt ein lustiges Liedchen. Auch dem Mönch war es fröhlich und leicht um's Herz, er sah mit

freudigem Danke gegen Gott, der Alles so schön erschaffen, bald zu den lichten Abendwolken auf, bald schweifte sein Auge durch das neubelebte Grün der Bäume und Gräser oder verweilte auf einer Blume am Weg oder einer Eidechse, die sich auf einem Steinhaufen sonnte und die Vorübergehenden mit klugen Aeugelein ansah. Eine Schnecke kroch über den Weg, er nahm sie behutsam und trug sie auf die Seite, damit das gute Thierlein nicht zertreten werde und sich noch fernerhin seines Lebens freuen könne. Jetzt blinkte das goldene Kreuz seines Klosters wie ein Abendstern durch die Bäume und der Mönch hielt still, den Knaben mit dem Esel zu erwarten, wohl mochte er auch den herrlichen Abend gerne so lange als möglich genießen und beeilte sich nicht hinter die trüben Mauern des Klosters zurückzukehren. Nun war der Esel an ihm vorbeigetrieben und er sah noch einmal zurück in die sonnige, goldene Gegend hinter ihm und wollte eben in den düstern Schatten der uralten Korkeichen, die das Kloster umgaben, eintreten, da glänzte etwas auf dem schwarzen Moos am Fuß einer Eiche wie ein großer

Thautropfen, es war aber, als er näher hinsah und sich darnach bückte, eine alte silberne Münze. „Dem der sie verloren hat, mochte sie wohl auch von größerem Werthe als mir sein", murmelte er und suchte mit dem Aermel seiner Kutte einen röthlichen Fleck von der Münze abzuwischen, um das Gepräge besser zu erkennen. Aber je mehr er rieb, desto röther schien der Fleck zu werden und es ward ihm wie er die Münze betrachtete so seltsam traurig zu Muthe, daß er nur hätte von Herzen weinen mögen. „Wenn das Geld so traurig macht, wie weise ist die Verordnung des heiligen Dominikus, daß wir keines besitzen dürfen," sprach er weiter, „die Münze däucht mir aber so seltsamer Art, ich will sie doch dem Prior bringen!" und damit warf er sie hinten in die Kapuze und schritt dem Kloster zu, aber wer ihn einige Minuten vorher auf der Landstraße im freien Sonnenschein gesehen, hätte ihn kaum mehr für denselben gehalten, sein Gang war mühsam und unstet wie der eines Schwerkranken, die Gesichtsfarbe todtenbleich und der Körper gebeugt, als hätte er eine große Last zu tragen.

„Ums Himmels willen bist du krank geworden?“ rief der Pförtner als er ihn sah, der Mönch aber schleppte sich langsam zum Prior, Rechenschaft über seine Reise und die gesammelten Gaben abzulegen.

„Und zuletzt habe ich auch diese seltsame Münze hier gefunden,“ sagte der Mönch am Schlusse des Gesprächs, während welchem ihm der Prior besorglich in das kranke Antlitz geschaut hatte und holte aus der Kapuze die alte Silbermünze und legte sie auf den Tisch vor den Prior. Kaum aber hatte der Mönch die Münze aus der Hand und sie lag auf dem Tisch, da ward es ihm plötzlich so leicht und selig ums Herz, wie einem Gefangenen, dem ein lichter Engel den Kerker öffnet und die schweren Fesseln fallen klirrend zu Boden, oder wie einem Kinde, das in einem tiefen Wald verirrt auf einmal durch das Gebüsch das liebe Gesicht der Mutter erblickt, die es mit Thränen sucht und nun freudig in die Arme schließt. Es jubelte in ihm und ward ihm zu eng in der engen Zelle und trieb ihn in den Klostergarten, dort sank er nieder und betete und weinte, es waren aber Freudenthränen.

Der Prior unterdessen wußte nicht wie ihm geschah, der Mond schien freundlich in seine Zelle, aber er saß noch immer regungslos da und sah auf die Münze und konnte den Blick nicht abwenden wie die Taube von einer Klapperschlange, und es schien ihm als träte der rothe Fleck immer röther und greller hervor und die Münze starre ihn an wie das blutunterlaufene Auge eines Gehenkten, er konnte nicht weinen und konnte nicht beten, aber durch seine Seele zog ein unnennbares, unendliches Weh, wie die Reue über ein verlorenes Leben, eine unerklärliche Todesangst preßte sein Herz mit eiserner Faust zusammen.

Das Gepräge der Münze war veraltet, aber noch deutlich war auf derselben eine Urne, aus der Rauch emporstieg, zu erkennen und in hebräischer Schrift die Worte: „Das heilige Jerusalem.“ Daß an diese Münze ein unbekannter giftiger Fluch sich hefte, der alle Freudigkeit der Seele ersterben mache, ahnte er dunkel wie ein Traum, doch plötzlich durchzuckte es die Nacht seiner Gedanken wie ein greller Blitz und „heiliger Gott, das ist von den 30 Silber=

lingen einer!" rief er und schleuderte die Münze weit von sich.

Nun war zu derselben Zeit der Guß einer neuen Kirchenglocke für das Kloster im Werke. Die alte Glocke war zersprungen und sie sollte nicht nur umgegossen, sondern auch eine größere, klangvollere sollte an ihre Stelle kommen. Zu diesem Zwecke trugen die Gläubigen von nah und fern ihr Scherflein bei, ja manche brachten sogar Silbergefäße und Münzen um sie zum Gusse zu verwenden, war doch das Kloster nicht allein durch ein wunderthätiges Gnadenbild weit und breit berühmt, auch der fromme christliche Wandel der Ordensbrüder, welche sich namentlich der Kranken auf's Edelste annahmen, hatte es besonders beliebt gemacht. Auch der Prior, welcher den unglückseligen Silberling nicht behalten wollte und doch auch für Sünde erachtete denselben wegzuwerfen, wodurch leicht wieder ein Anderes durch seinen Fund so namenlos unglücklich hätte werden können, dachte auf diese Art die Münze und den Fluch, der daran haftete, am besten zu vernichten, wenn sie zur Glocke verwendet würde, und als das

Metall schon im Schmelzen war, warf er den Silberling hastig in die glühende Masse.

Der Guß der Glocke gelang vollkommen, sie glänzte als wäre sie von lauter Silber und unter großen Festlichkeiten und Zusammenlauf des Volks wurde sie eingeweiht und getauft, man nannte sie Fides, denn sie sollte mit lauter Stimme zum Gebet und zur Treue an den Heiland mahnen. Als sie aber im Thurme hing und zum erstenmal geläutet wurde, da erschrack Alles in den Tod und fiel nieder auf die Kniee und bekreuzte sich; die Glocke schien wie von einem bösen Geiste belebt, zwischen die harmonischen Glockentöne mischten sich immer und immer wieder menschliche Laute seltsam schauerlicher Art, bald war es ein schriller Schrei der Verzweiflung, bald das Stöhnen eines Sterbenden, bald dröhnte es wie ein schrecklicher Fluch, bald wieder war es wohl der weiche Klang einer Glocke, aber es tönte so traurig, so unendlich traurig, daß Alles in Thränen zerfloß und nicht vermeinte, je wieder lebensfroh werden zu können. Entsetzt sprangen Küster und Chorknaben vom Seile mit dem sie die Glocke ge-

läutet, aber die Glocke tönte ohne Unterlaß fort, daß man nimmer glaubte es ertragen zu können und die patres sich entschlossen sie wieder herabzunehmen und weit weit hinauszuführen in das Meer und dort zu versenken. Die See zischte hoch auf als die Glocke hinabsank und hätte fast den Kahn mit in den Strudel gerissen und dann ward Alles still; aber Fischer, die dort am Meeresstrande ihre Hütten haben, wollen hie und da in den Charfreitagnächten von fernher wie aus den Tiefen des Meeres ein seltsam melancholisches Läuten vernehmen, und segeln Schiffe über jene Stelle, wo die Glocke einst versenkt wurde, da ergreift die Menschen innen ein trostloses Gefühl des Verlassenseins, eine unsägliche, unstillbare Sehnsucht nach der Heimath. —

So trägt wohl jeder Mensch in sich ein Glöckchen, das bald laut, bald leise, bald traurig, bald freudig tönt, es verstummt im wilden Getöse des Tages, aber in den stillen Abendstunden schlagen seine weichen Akkorde mahnend an's Herz und erinnern wehmüthig an die schöne Zeit der Kindheit und des unverdorbenen Seelenfriedens.

Willkommen sei o stiller Abend,
Nach lautem Tag wie bist du labend!
Mir ist als wär ich krank gewesen
Und sollt in deiner Ruh genesen.

Die Nachtigall singt ihre Lieder
Erst wenn die Dämm'rung steigt hernieder,
Die Nachtviole haucht die Düfte
Nur in die abendlichen Lüfte.

Es schleicht das Reh mit scheuem Tritte
Bei Nacht nur aus des Waldes Mitte —
So schweigen auch im Tagsgewühle
Des Herzens edelste Gefühle.

Doch wirft die Nacht den Zauberschleier,
Da fühlt das Herz sich frei und freier,
Und heil'ger Frieden senkt sich nieder,
Die guten Geister kehren wieder.

Vater Nußbaum.

Vater Nußbaum.

Es war einmal ein Baum, ein braver, ehrlicher Nußbaum, der war etwas prosaischer Natur, hielt aber auf Solidität und war was man sagt noch einer aus der guten alten Zeit. Er hatte viele Kinder, mehrere tausend jährlich, doch er war stolz darauf, sorgte auch für alle mit gleicher Güte, gab allen eine gute Erziehung und freute sich, wenn er später hörte, daß sie etwas Rechtes geworden waren.

Die einen wurden sogleich, so wie sie herabfielen, so zu sagen ihre Wanderschaft antraten, schon unter dem Baume gegessen. Dieß mit anzusehen wäre freilich keine Kleinigkeit für ein gewöhnliches Vaterherz gewesen, aber der Nußbaum hatte eine harte Rinde um sein Herz, wußte sich philosophisch zu trösten, drehte den Stiel um und sprach von diesen Nußkindern nur per „meine Söhne die Mundköche,

Proviantmeister." Andere Nüsse wurden zerschnitten und in Schnitzbrod gebacken, von diesen sagte er „meine Söhne die Hofbäcker." Andere kamen in die Oelmühle, wurden dort zu Oel gepreßt, die hieß er seine Oelmüller. Noch Andere mußten das Vaterhaus schon in früher Jugend, ehe sie ausgewachsen waren, verlassen; denen that der Abschied gar weh, sie trennten sich bitter ungern, diese wurden mit allen Kleidern, wie sie giengen und standen, zerhackt und mit Zucker und Zimmt in Schnaps gelegt. „Meine Söhne, die Nußliqueur- und Magenbitterfabrikanten" nannte sie der Vater und war nicht wenig stolz auf sie.

Aber wie es geht, unter so vielen Kindern giebt es immer auch einige, die nicht ganz so werden wie sie die Eltern wünschen und so wuchsen auch auf dem Nußbaume hie und da Nüsse, mit denen der alte Vater Nußbaum als solider Mann nicht besonders zufrieden war; dieselben lebten am liebsten in den höchsten Zweigen bei den lustigen Vögeln, wurden statt schwerer immer leichter; der Vater sagte: „man kann euch später zu nichts brauchen in der Welt, es

fehlt euch jeder solide innere Gehalt!" und schüttelte bedenklich den Kopf, die Söhne lachten aber darüber und dachten: „Das versteht der Alte nicht! wir sind freilich zu keinem Brodstudium tauglich, der Geist überwiegt bei uns die Masse, die Luft in uns ist auch etwas werth, das sind lauter schöne Gedanken und Ideen, drum sind wir geborene Poeten!" Ja eine Nuß, die einen Wurm in sich hatte, war noch stolzer als die andern. „Das ist der Weltschmerz, den ich in mir trage, sagte sie, o man wird sehen, ich werde ein großer Dichter!" und beim ersten starken Windstoß flogen die Poeten leicht und lustig vom Baum und rollten weit weg, denn sie waren wie gesagt etwas luftiger Natur. —

Nun geschah es, daß auch mit Vater Nußbaum eine große Veränderung vor sich gehen sollte; er wurde umgehauen, ertrug aber die Operation mit großer Resignation. „Ein guter Staatsbürger muß sich fürs allgemeine Beste zu opfern wissen!" sagte er. Doch als er so dalag auf dem Boden, die Vögel, die sonst Rasttag auf seinen Zweigen hielten, hoch über ihm wegflogen und die abgestorbenen Blätter

im Winde zitterten, da überfiel es ihn wehmüthig, er kam sich wie ein unsolider Lump vor und wollte recht kleinmüthig werden. Jetzt kam aber der Schreiner, betrachtete ihn achtungsvoll von allen Seiten, klopfte den Stamm und sagte: das laß ich mir gefallen, das ist einmal ein gutes, solides Nußbaumholz wie man selten mehr eins findet. Hurrah! Das war wieder Erquickung für seine Seele! „Also doch Anerkennung!“ sagte er und ließ sich geduldig zersägen und hobeln und freute sich, daß er in anderer Gestalt wieder nützlich sein konnte.

Nicht sehr lange nachher da war es mitten im Winter. In einem Salon in der Stadt war es unheimlich kalt, derselbe wurde aus Holzersparniß nur bei feierlichen Gelegenheiten, Kindstaufen u. s. w. geheizt. An der Hauptwand des Zimmers stand ein Sekretär Armoir, ein Prachtmöbel, wunderschön geschliffen, aber er hatte doch ein dunkles melancholisches Aussehen, neben der Kälte plagte ihn die Langeweile. Der Sopha und die Fauteuils im Salon waren eitel und aufgeblasen, mit rothem

Plüsch überzogen, aber ohne inneren Gehalt, und darum wollte sich der Sekretär Armoir nicht näher mit ihnen einlassen, denn daß ichs nur gerade heraussag', der Sekretär Armoir war unser alter Nußbaum in verjüngter Gestalt und hielt trotz seiner neuen Anstellung immer noch wie früher auf Solidität. —

Dem Sekretär Armoir gegenüber hing ein großer Spiegel, in dem besah er sich den lieben langen Tag, es freute ihn, daß er so schön darin glänzte, aber doch war das kein Vergnügen für die Dauer, hiezu fehlte ihm die gehörige Dosis Eitelkeit, auch war es ihm unheimlich in dieser steifen Umgebung und er dachte mit Wehmuth an das schöne freie Leben, das er früher als Nußbaum geführt hatte und an die Vögel und Eichhörnchen, die auf seinen Zweigen einst sich wiegten und an die Strahlen der Sonne und des Mondes, die seine Blätter umgoldeten, und an den Sturmwind, der durch die Wipfel rauschte und auch an seine Söhne, die Liqueurfabrikanten, Hofbäcker, Oelmüller dachte er. —

„Nein unausstehlich was der Herr Sekretär für eine melancholische Front hinwirft!“ seufzte die Etagere in der Ecke, die mit dem neuen Ankömmling schon längst gerne eine Bekanntschaft angeknüpft hätte. Auf einmal polterte es im Ofen. „Nun was mag das sein? fragte der Sopha, die Sessel und Etagere, nur der Sekretär starrte im Trübsinn theilnahmlos vor sich hin. „Ein Fest! ein Fest!“ rief ein alter Fauteuil, der mit der Sitte des Hauses schon bekannter war, „ich höre die Flamme knistern, es wird eingeheizt!“ Und richtig, bald gab der erfrorene Mohr, wie die Möbel spottweise den schwarzen Ofen nannten, Zeichen von warmem Leben von sich und jetzt ging die Thüre auf, eine lange Tafel wurde hereingestellt, ein weißes Tuch darauf ausgebreitet und Teller mit Backwerk darauf herumgestellt. „Was ist es für ein Fest?“ fragte der Sopha. „Ich bin noch nicht ganz im Reinen“, sagte der alte Fauteuil, „attendons! patience!“ „Ah, Euer Liebden sprechen auch französisch?“ fragte schnippisch ein Sessel. „Es ist nicht weit her“, flüsterte der Schemel, „nur eine ange-

lernte Phrase von einem Bundestagsgesandten, der ein Mittagsschläfchen in ihm gehalten.“ „Aber schaut, was kommt da?“ rief die Etagere. Jetzt wurden alle möglichen Geschenke für Groß und Klein hereingetragen und neben die Teller placirt, Puppen, neue Kleider, Bücher, Spielsachen, ein ganzes Heer Bleisoldaten u. s. w. Aber das Schönste kam erst noch nach, die Thüre gieng angelweit auf und ein Bedienter trug behutsam einen jungen Tannenbaum herein, der war über und über geschmückt mit farbigen Wachslichtchen, goldenen Nüssen und Zuckerwerk aller Art. Und jetzt wurden die Fensterladen geschlossen, die Lichtchen angezündet; wie ein Lichtmeer übergoß es das Zimmer. „Herein! Kinder, herein!“ rief man und nun diese Ueberraschung, dieser Jubel! Auch die Möbel strahlten vor Freude und selbst der melancholische Sekretär erwachte aus seinem Trübsinn und schaute verblüfft um sich. Ha welche Helle! welche Pracht! wie schön glänzte er im Spiegel, er schien selbst zum Spiegel geworden zu sein, die goldenen Nüsse am Baume funkelten wie tausend lichte Sterne. „Kennst du uns

nicht?“ riefen sie dem Sekretär zu. „Euch? wie sollt’ ich zu der hohen Ehre kommen?“ antwortete er schüchtern.

„O Weltschmerz! der Vater kennt seine eigenen Kinder nicht!“ rief vom obersten Zweige des Tannenbäumchens eine Nuß, die ein kleines Löchlein oben im Schädel hatte, gerade groß genug, daß ein Wurm den Kopf vorstrecken konnte. „Wir sind ja deine Kinder, deine leiblichen Kinder! riefen alle zusammen. „Ihr? aber woher dieser überirdische Glanz?„ „Die Poesie hat uns in ihre goldenen Gewänder gekleidet!“ riefen sie triumphirend, „siehst du aus Dichtern kann doch auch was Rechtes werden!“ Da überströmte es das Herz des alten Vaters Nußbaum mit seligem Glücke, er sah die Ehre seines Hauses nach allen Richtungen gewahrt. „Ja es geht doch nichts über eine alte solide Firma!“ rief er, „willkommen, meine liebsten Kinder, willkommen!“

Vergänglichkeit.

Ist doch der Mensch gleich wie Nichts!
Seine Zeit fährt dahin wie ein Schatten.
(Psalm 144, 4.)

Vergänglichkeit.

Wirf einen Stein von hohem Thurme herab, je näher er der Erde kommt, desto schneller wird sein Fall. So ist es auch mit dem Lebensalter der Menschen, immer schneller, eiliger rollen die Jahre; was dem Kinde einst eine unendliche, fast unerreichbare Zukunft erschien, dünkt dem Greise jetzt nur ein schnell entschwundener Traum. Alle die kleinen und großen Erlebnisse, Freuden und Leiden eines langen Lebens schwimmen verworren wie ein kalter Nebelstreif in einander, nur von Weitem scheint klar und freundlich ein heller Stern, die Erinnerung an dic Kindheit. O wie ferne, ferne von ihr! wie unaufhaltsam schnell trug das Rad der Zeit weg, weg, hinaus in die kalte Oede! o wäre ein Zurückkehren möglich! Doch der Nebelstreif wird mächtiger, dunkler, eine schwarze Wolke senkt sich herab, es ist das

Leichentuch. Vom Thurme schallt der wehmüthige Klang einer Glocke, beflorte Männer tragen einen Sarg, die Schollen fallen über ihm zusammen, das Grab schmückt ein bunter, thränenbethauter Kranz, der Baum streut seine Blüthen, Sonne und Mond ihr Licht darauf nieder, der blaue Himmel schaut lächelnd herab — o wie gut schläft man in diesem Himmelbett! Könntet ihr den Todten erwecken, er dankte es euch nicht, das Seligste ist die Ruhe!

Wenn die Jugend verrauscht ist, wie schnell eilt das übrige Leben dem Grabe zu! Doch ist es nicht gut so? Wenn das fröhliche Fest vorüber, wie einsam ist es da im öden Saale mit den welken, zerrissenen Guirlanden! Wenn das Kind schläfrig ist, soll es da nicht zu Bette? —

Ich sah im Traume die Ewigkeit,
O wie so schaurig schaute sie d'rein!
Sie saß auf einem Felsen am Meer,
Sie selbst wie ein großes Gebild aus Stein.

Die Wellen zogen von Ferne heran,
Und brandeten unter ihr mit Gebraus,
Sie starrte unbeweglich und kalt
In die unendliche Oede hinaus.

Und neben ihr an dem Uferrand
Da saß wie in tiefer Traurigkeit
Langsam zerpflückend einen Kranz
Ihre jüngere Schwester Vergänglichkeit.

Und schaute stumm in der Wasser Grund,
Warf Blume um Blume sinnend hinab,
Sah ihnen wehmüthig lächelnd zu
Wie sie schwammen, sanken ins Wellengrab.

Die Wellen zogen den Fremd heran,
Und brandeten unter ihr mit Gebrauß,
Sie starrte unbeweglich und still
In die unendliche Oede hinaus.

Und neben ihr an dem Uferrand
Da lag eine in tiefer Trauergestalt
[illegible] gepflückt nach Kranz,
Ihr letztes Pfand der Vergänglichkeit.

Und plötzlich sanken in der Wogen Grund,
Wind, Möwe, am [illegible],
Das [illegible] lautlos [illegible]
[illegible] ins Wellengrab.

Die Baldrian.

Die Baldrian.

Ich lobe mir die Winde,
Das zarte Jungfräulein,
Sie ist zu jeder Zeit
Fröhlich und tanzbereit,
Dreht lustig sich im Winde
Im leichten Reifröcklein.

Viel Käferlein kommen geflogen
Und buhlen um sie her,
Und wären's noch viel mehr
Sie ist ihnen allen gewogen,
Sie denkt: bald kommt ja gezogen
Der Winter und traurig ist der!

Aber die nervenschwache,
Die hagere Baldrian

Mit dem verdächt'gen Gerüchlein
Nach pietistischen Büchlein
Schüttelt den Kopf zu der Sache,
Schaut sie verachtend an.

„Ich kann doch die Baldrian für den Tod nicht leiden", sagte die Wespe. „Nun mein Geschmack ist sie gerade auch nicht," sagte der Brummler, „aber sie mag auch ihre guten Seiten haben." „Die und gute Seiten!" lachte die Wespe, „eine böse, abgeschmackte alte Jungfer ist sie, in deren Nähe einem übel wird, besonders seit sie sich auf's hohe moralische Pferd setzt; es ist wahr, die Winde ist keine Bohne nutz, ein eitles kokettes Dämchen, die sich von jedem Naturburschen von Käfer die Kur schneiden läßt, aber was geht das sie an? o sie ist auch nicht so tugendhaft als sie aussieht, ich könnte da Geschichten erzählen, wenn ich nur wollte!" —

„Ach wenn du könntest, wolltest du auch, oder meinst du vielleicht ihre frühere Liebesgeschichte? das ist schon lange her und ein trauriges Stückchen Leben aus ihrer Jugend, das hat sie auch so verbittert

gemacht. O ich bleibe dabei, sie ist von Natur nicht so böse wie man ihrem steifen, abstoßenden Wesen nach jetzt oft glauben sollte, sie ist nur tief melancholisch geworden und jeder Lebensfreude abgestorben, begreift darum auch den Leichtsinn Anderer nicht. „Was ist das für eine alte Liebesgeschichte!" sagte die Wespe, „ei die weiß ich ja nicht einmal!" „Das nimmt mich Wunder, wenn dir was entgeht, nun laß dir's erzählen: Es war Frühjahr, die Mücklein flogen in der Luft lustig hin und her, die Vögel sangen, das Bächlein vom Eise befreit hüpfte fröhlich über die Steine, die Baldrian war jung und fühlte Lebenslust in jedem Blättchen, das sie sanft entfaltete. Nicht weit von ihr blühte ein Gänsblümchen, silberweiße Blättchen um das goldene Köpfchen herum, es war in der That ein wundernettes Blümchen, und der Baldrian erschien es wie ihre kleine Privatsonne, von der alles Licht und Wärme des Frühlings ausgehe, von Morgens bis Abends und im Mondschein schaute sie nur nach dem Gänsblümchen und war glücklich in ihrer Liebe. Da kam ein Mensch, ein

junger Gymnasist, den hatte die Frühlingsluft und ein Mädchen bis über die Ohren verliebt gemacht. Er hatte ein Bleistift in der Hand und ein Papier in der Tasche, darauf stand geschrieben:

Sie plagen mich schrecklich mit Griechisch,
Lateinisch ohn' Unterlaß,
Es wogt im Herzen die Liebe
Und wogt der glühende Haß.

Sie können es nimmer begreifen
Warum meine Wangen so blaß,
Ich denk' deiner schwarzen Augen,
Schau träumend in's Tintenfaß.

Ein Heer von Zweifeln bewegte sich in seinem Innern, er war himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, ganz wie ein Verliebter sein soll.

„Ob sie mich wohl liebt?" seufzte er vor sich hin und blieb stehen. „O sie muß! sie muß! es wäre ja gegen alle Gesetze der Natur mich nicht zu lieben! freilich bedenke ich wieder wie famos der blonde Commis mit der blauen Cravatte tanzt —

und schon zweimal hat er sie vom Casino heimgeführt" — — Schnell zog er das Papier heraus und schrieb:

Ich steh auf schwarzer Haide
Allein mit meinem Harm —

Auf einmal sah er das Gänsblümchen am Wege blühn. Hastig brach er es ab. Der Baldrian gieng ein Stich durch's Herz, es durchzuckte sie vom Kopf bis zu der Wurzel, aber der verliebte Gymnasist merkte es nicht; er nahm das arme Gänsblümchen am Kopf, zupfte ihm Blättchen für Blättchen ab und sprach: „Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht — sie liebt mich — von Herzen — Von Herzen!" jubelte er beim letzten Blättchen und ging selig weiter.

Da lag das arme Gänsblümchen am Boden, zerpflückt, sterbend, das rohe Opfer einer fremden Leidenschaft. Wohl hüpfte das Bächlein noch eben so fröhlich von Stein zu Stein, die Sonne schien, die Mücklein tanzten, die Vögel sangen, aber der

armen Baldrian war Licht und Harmonie, alle Lebensfreudigkeit genommen, um anderer Liebe willen mußte ihre treue Liebe sterben! das hat sie bitter, feindlich gegen Alles, was Liebe heißt, gestimmt". —

„Ein ganz artiges Romänchen!" lachte die Wespe, „und ich kann mir's wohl denken, einen Geliebten vor seinen Augen masakriren sehen, das ist keine Kleinigkeit, aber die arme Baldrian scheint sich doch wieder getröstet zu haben — die Katze?" „Nun was ist's mit der Katze?" „Die schwarze Katze meine ich, die die Baldrian jeden Abend besucht" — „Ach das ist ja ihr Beichtvater, er wird durch den Geruch ihrer Heiligkeit angezogen". — „Ein sauberer Beichtvater das!" kicherte die Wespe und flog davon.

„Ja ja, man merkt in welchem Lande wir sind", murmelte der Brummler und kratzte sich am Kopfe, „nichts ist ihnen heilig, überall suchen sie nur das Böse heraus, urtheilen nach dem Scheine, schwatzen und schwatzen, machen aus einer Maus einen Elephanten — o diese schwäbische Gemüthlichkeit!"

Das Kindergrab.

So wie die durst'ge Flur besprüht
Vom Regen neubelebt erscheint,
So hebt sich neu ein weich Gemüth,
Wenn sich das Aug' recht satt geweint.

Feodor Löwe.

Das Kindergrab.

Selten verging ein Abend, an dem man nicht dem alten fröhlichen Pärlein begegnete, wie es in der Dämmerungsstunde zum Thore herein seiner Wohnung zuwanderte. Sah man sie so Arm in Arm zusammengehen, einander freundlich anblickend, jedes eine Blume in der Hand, dabei eins für das andere besorgt, daß es nicht falle oder sich anstoße, da hätte wohl Mancher, der sie zum erstenmal sah, über die alten Leutchen lachen mögen, daß sie noch so jugendlich und verliebt thaten, aber bei öfterem Begegnen freute man sich über das frohe, kindliche Wesen, das aus den Beiden sprach, und man dachte bei ihrem Anblick weniger an ein altes Ehepaar als an den Anfang des Kindermärchens: „es war einmal ein Brüderlein und ein Schwesterlein," ja man sah, die paßten einmal recht zusammen in Freud und Leid.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht auch ihre recht traurigen Stunden gehabt hatten und noch hatten, ohne die geht's ja im Menschenleben nicht ab! Ja, es gab einen Tag im Jahre, da gingen sie allemal langsamer als gewöhnlich ihrer stillen Wohnung zu, ihr Auge war von Thränen umdämmert, und sie führten sich fester, als ob eins die Stütze des Andern recht nöthig hätte. Das war der Begräbnißtag ihrer beiden Kinder, die ihnen durch eine schnelle Krankheit fast zu gleicher Zeit waren entrissen worden, so daß beide in Einem Särglein hinausgetragen wurden. Freilich war das schon viele, viele Jahre her, aber jene traurigen Stunden, wo sie der Verzweiflung nahe waren und sich plötzlich so einsam und verlassen auf der Welt fühlten, hatten sich ihnen fest in das Herz gegraben. Sie hatten sich damals viele Tage hinter verhängten Fenstern ihrem stummen Schmerze überlassen und jedes laute Wort, ja selbst der Sonnenstrahl, der sich durch die Vorhänge stahl und sie aus ihrem trüben Sinnen weckte, schmerzte sie, sie hätten am liebsten einschlafen mögen, um nimmer zu erwachen; aber senkte sich auch zuweilen

der Schlaf auf ihre müden, thränenheißen Augenlieder, so war ihnen das Erwachen nur ein neuer Schmerz. „Hat es mir geträumt oder ist es denn wahr, unsere Kinder seien gestorben?“ fragte dann eines das andere, und ihre Thränen floßen heißer als zuvor. Endlich an einem Abende faßten sie Muth und gingen unter Umwegen durch die einsamsten Straßen zu dem Grab ihrer Kinder. Hatten sie sich lange vor diesem Gange gefürchtet, so überkam sie jetzt, wie sie zwischen den Grabsteinen und Trauerweiden dahin schlichen und nun an dem Gräblein ihrer Kinder standen, eine eigene, fast selige Ruhe. Ein Nachbar hatte das Grab mit Blumen bepflanzt und Nelken und Rosen blühten darauf so freudig, daß es umringt von dem grünen Rasen wie ein wunderbar nettes Kindergärtchen anzuschauen war. Wie wohl that die Ruhe ringsherum ihren verwundeten Herzen! Hatten sie nicht in den letzten Tagen den höchsten Schmerz des Lebens erduldet? warum sollten sie nun die beklagen, denen kein Erdenkummer mehr nahen konnte? „Nein, ihr guten Kinder, wir wollen eure Ruhe nicht durch Thränen und Jammer

stören," sagten sie, „bald werden wir ja auch neben euch schlafen dürfen." Leise, wie um die Kinder nicht zu wecken, setzten sie sich neben das Gräblein in das Gras; wohl floß manche stille Thräne auf die Blumen nieder, aber sanfte Wehmuth und Entsagung kehrte in ihr Herz. „Es ist Nacht, wollen wir nicht heim gehen?" flüsterte endlich leise der Mann. „Ja, aber nicht wahr, morgen kommen wir wieder?" sagte die Frau; „gute Nacht, ihr lieben, lieben Kinder!" Seit jener Zeit wanderten sie jeden Abend dem Kirchhofe zu, und jeden Abend kehrten sie mit einer Blume vom Grabe heiterer, getrösteter heim.

Ihr Gärtlein, wie sie das Grab nannten, war ihnen bald ihr Ein und Alles geworden. Es kam kein Blatt, keine neue Knospe, die sie nicht freudig begrüßten. Wie Kinder durchsuchten sie Wald und Flur nach den ersten Veilchen, den ersten Maiglöckchen und legten sie auf das Grab ihrer Kinder; oft gruben sie wohl auch eine schöne Waldpflanze mit den Wurzeln aus und pflanzten sie auf das Gräblein. War ihnen eine unerwartete Freude geworden oder drückte sie ein Kummer, da eilten sie wie zu

einer traulich stillen Insel zu ihrem Gärtlein und legten dort ihre Freude und ihr Leid nieder.

So waren Jahre vergangen, aber im Andenken an ihre Kinder und im Leben mit ihnen und in der Natur war das Pärchen jung geblieben, und hatten sie sich auch vorher recht innig geliebt, so hatte doch ihre Liebe bei gleichem Schmerze und gleicher Freude wunderbar zugenommen. Je mehr das Andenken an die Kinder erbleichte (obgleich deren Begräbnißtag für sie immer ein recht trauriger blieb), desto mehr trugen sie auch all' die Liebe, die sie vorher den Kindern geschenkt hatten, eins auf das andere über, und oftmals, wenn sie in der Abendstille zusammen bei dem Gräblein saßen oder wenn sie der Stadt zuschritten und die Betglocke läutete, fiel es ihnen schwer auf's Herz: „wie wird's aber sein, wenn eins von uns stirbt? ach, dann steht ja das andere so ganz einsam da, und es muß ihm sein, als ob auch die Kinder wieder auf's neue gestorben wären.“

Doch solche Gedanken, obgleich sie immer öfter wiederkehrten, sagten sie sich nicht, um einander nicht

traurig zu machen. Einmal aber müssen Beide mit diesem Gedanken zu Bette gegangen sein, denn sie hatten in der Nacht Beide den gleichen Traum: sie saßen wie sonst Hand in Hand neben einander im Grase und blickten bald auf ihr Gärtlein, das heute in tausend Blumen und Farben erblühte, wie sie es früher nie gesehen hatten, bald in den lichten Abendhimmel, von dessen goldenem Grunde die schlanken Zweige der Trauerweide gar schön abstachen; da fühlten sie sich plötzlich von Kränzen und Blumengewinden eng umschlungen, und wie sie verwundert umschauten, standen ihre Kinder hinter ihnen und lächelten gar freudig. — Schade, daß der Traum so kurz war, denn als sie die Kinder sahen, da sind Beide an einem Freudenschrei erwacht. Wie sie sich nun den Traum erzählten und Beide den ganz gleichen Traum gehabt hatten, da waren sie überselig, denn Jedes wäre traurig gewesen, wenn das Andere nicht auch die Freude gehabt hätte, die Kinder zu sehen, auch fühlten sie wohl, daß dieser Traum ihren gemeinsamen Tod bedeuten werde und freuten sich innerlich darüber.

Kaum konnten sie den Morgen erwarten, um zu ihrem Gärtlein zu eilen. Ach, wie schön glänzte Alles in der Morgensonne! auf den Blättern und Blüthen strahlte der frische Thau und die Vögel hüpften zwitschernd bald im Grase, bald auf den Zweigen und schauten mit ihren schwarzen Aeuglein treuherzig auf das alte Pärlein, das sich heute über die Pracht seines Gärtleins nicht genug verwundern konnte (obgleich das im Traum gesehene noch viel schöner gewesen war), und sich freudig den Ort zeigte, wo sie im Traume gesessen und wo sie ihre Kinder gesehen hatten. „An dieser Stelle möge unser gemeinsames Grab sein,“ sagten sie.

Nun, dieser Wunsch ließ auch nicht lange auf die Erfüllung warten. Eines Morgens fand man Beide todt im Bett, auf ihrem Munde lag ein Lächeln als hätte sie der Tod mitten in einem wunderschönen Traum überrascht. Nach ihrem Wunsche wurden sie neben ihren Kindern begraben. Manchem that es vielleicht leid, dem freundlichen Pärlein nimmer in der Dämmerungsstunde zu begegnen, doch bald dachte Niemand mehr an sie. Wer aber zu-

fällig den Kirchhof betrat oder bei einem Spaziergang über die Mauer desselben schaute, der war überrascht, mitten unter den schwarzen Gräbern und Kreuzen ein freundliches Blumenbeet zu schauen. Die Blumen von dem Gräblein der Kinder hatten sich auch über das vergessene Grab der Eltern ausgebreitet, und Epheu und Immergrün das alte und neue Grab zu Einem Gärtlein wundersam umschlungen.

Abends.

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf,
Unzählig blüh'n die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt.

Hölderlin.

Abends.

Jeder Mensch hat seine Stunden
Wo er sich einsam, verlassen,
Und von Herzen traurig fühlt.
Und das ist besonders Abends!
Immer stiller wirds und stiller,
Und die Wälder und die Fluren
Hüllt die Nacht in ihren Schleier
Langsam, so wie eine Mutter
Deckt ihr schlafend Kindlein zu.
Aus dem Wiesenthal herüber
Tönt noch eines Kirchenglöckleins
Melancholisch frommes Läuten,
Und am Fenster stille lehnend,
Schauend auf zum Himmel, dessen
Saum von Wölkchen hell erglänzet,
Während da und dort ein Sternlein

Niederschaut zur nächt'gen Erde,
Faltet man wie unwillkührlich
Seine Hände zum Gebet,
Und es ist als ob von oben
Eine Hand sich segnend legte
Auf das Haupt, das sorgenschwere,
Und man fühlt sich nimmer einsam,
Fühlt sich nimmermehr verlassen,
Und in Gottvertrauen löst sich
Langsam auf des Herzens Trauer,
Wie die Purpurwölkchen schwinden
Vor der Sterne lichter Pracht.

Dort blinkt er herüber der Abendstern, ich erkenne ihn vor allen andern an seinem klaren weißen Lichte; noch schaut er mich so hell und freundlich an als wie vor Jahren, ich meine es seien jetzt viele, viele Jahre, wo meine Mutter mir ihn zum erstenmale zeigte und sagte: „siehst du den Stern dort herüberblinken? das ist der Abendstern!"

Heiliger Frieden der Kindheit! O könnte ich noch einmal sie heraufbeschwören die schöne, wie ein

lichter Traum entschwundene Kinderzeit, wo meine ganzen astronomischen Kenntnisse sich darauf beschränkten deinen Namen zu wissen, o Abendstern! wo mein Auge unschuldig und klar in die Welt hineinblickte wie du! Unterdessen wie oft haben Thränen mein Auge getrübt und die Thränen sind hinabgesunken in mein Herz, daß es voll ward zum Brechen und ich fand keine Worte zum Gebet und habe oft laut gelacht, daß ich vor mir selbst erschrack, habe gelacht nur um nicht weinen zu müssen, doch sitz' ich Abends am Fenster und schaue hinaus in den klaren Himmel, wie die Wolken im Lichtglanz der scheidenden Sonne allerlei wundersame Gestalten bilden, riesige Thiere, ferne Schneegebirge, Caravanenzüge, Inseln, Burgen und Schlösser, und bewegen sich die Zweige der Bäume leise im Winde und bilden gegen den Goldgrund des Himmels zierliche schwarze Schattenrisse und wird es immer stiller und stiller und steigt die Nacht langsam herauf, da ist es mir als sei Alles gestorben und ich allein noch auf der Erde und es überfällt mich unsägliches Heimweh. Was ich den Tag über gehofft, gestrebt

und gewünscht, jetzt erscheint es mir so unnöthig, so kleinlich und nichtig, ich schließe die Augen und versuche zu träumen; mich dünkt, ich werde kleiner und kleiner und sei wieder ein Kind und sitze auf dem Schoose der Mutter. Diese streichelt mir sanft die Haare und sagt: „Siehst du den freundlichen Stern dort drüben? das ist der Abendstern!“ —

Wenn die Sonne sinkt,
Wenn ihr letzter Schein
Durch die Wolken blinkt,
Wenn auf Flur und Hain
Schwebt die Ruhe nieder,
Da kehrt leis auch wieder
Sie die oft vertrieb'ne
Und doch treu geblieb'ne
Stille Mahnerin, die Sehnsucht.
Mensch gesteh es nur,
Weil du der Natur
Fremd wirst in des Tag's Getriebe,
Wird dir's Abends bang,
Wie dem Kind, das lang

Fern war von der Mutterliebe,
Und das laute Spiel
Wird dir jetzt zu viel,
Sehnst dich heimathwärts,
Und die Sehnsucht lind
Trägt, verirrtes Kind,
Dich aus dem Gewühl
An das Mutterherz.

Der blinde Geiger.

Die Zeit ist abgeflossen,
Leb wohl, du heiterer Schein!
Es schliesset die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

Chamisso.

Der blinde Geiger.

Ich mochte wollen oder nicht,
Ich mußte schau'n dem Feste zu,
Sie tanzten mir fast in's Gesicht,
Der Spielmann ließ mir keine Ruh.

Die Tänzer — Schnacken hießen sie —
Kleiner als Elfenbüblein sind,
Mit Füßlein — zärt're sah ich nie —
Drehten sich in der Luft geschwind.

Der Spielmann Grille sonnverbrannt
Saß lustig geigend auf dem Stein
Wie ein Zigeunermusikant,
Vor ihm ein Tropfen Thau statt Wein.

Sieh während ich am Feldraine sitzend dem lustigen Frühlingstreiben um mich zusah, tauchte plötzlich, als hätte ihn mein Liedchen hergezaubert, der blinde Geiger Fritz am Hohlweg auf und wandelte, von einem Bübchen an der Hand geführt, dem nahen Dorfe zu. Das Büblein grüßte freundlich und auch er wandte mit höflichem Gruße den Kopf mir zu, als ich „guten Morgen!" sagte; wie weh that es mir, daß er nicht sehen konnte, die Sonne leuchtete so schön über das junge bethaute Saatfeld. Er trug seine Geige unter dem Arm, ohne die sah man ihn nie, sie war seine treue Gefährtin. Wie er keinen Mantel, so hatte auch sie nie ein Futteral gekannt, in Sturm, Regen und Sonnenbrand hatte sie seit wohl 20 Jahren treulich bei ihm ausgehalten, dafür hätte man ihm glaub ich auch ein ganzes Pfund Gold geben dürfen, die Geige hätte er doch nicht darum gegeben, es that ihm schon im Herzen weh, wenn ein Anderer einmal ein Stückchen auf ihr spielen wollte, er war ordentlich eifersüchtig mit seiner Alten. Stieß er sich oder fiel er, wie es ja Blinden wohl begegnen kann, hatte nur seine Geige keinen

harten Puff bekommen, dann war er schon zufrieden. Die Geige war wahrscheinlich keine von den besten, gab einen ziemlich heisern Ton, sie hatte durch das Unwetter schon gar zu oft an einem rauhen Halse gelitten, aber es hätte ihm einer kommen sollen und eine andere statt ihrer anbieten, den hätte er trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit grob heimgeschickt. Er spielte in den Schenken oft manche halbe Nacht zum Tanze auf, nicht selten auch bis zum anbrechenden Morgen, aber der letzte wie der erste Ton dünkte ihm helle Musik; sagten auch die Leute: „Gott wie krächzt heute die Geige!“ er glaubte es nicht, dachte: wir sind halt beide mißkannt, liebe Alte!

Wer den blinden Fritz jetzt sah mit dem wüsten narbigen Gesicht und den spärlichen schlichten Haaren und in dem alten braunen Rock, der ihm um die Beine gampelte — man wußte nicht, hatte der Rock einst einem andern beleibteren Herrn gehört oder war der Fritz so mager geworden — der hätte wohl nicht geglaubt, daß der Fritz einst ein schöner schmucker Bursche gewesen war. Und doch war er das! Wie er im schwarzen Sammetwams mit dem lustigen Re-

krutensträußchen an der goldbetrottelten Pelzmütze und die silberbeschlagene hölzerne Tabackspfeife im Munde bei den andern Kameraden stand, wie hübsch und schlank war er da! und wie glänzte sein Auge so lebensfroh und feurig und um den Mund mit dem weichen Schnauzbart spielte ein zufriedenes Lächeln; er war ganz gewiß der schönste von Allen. Das wußte auch des Kreuzwirths Lene gar wohl, und beim Abschied Abends, als sie ihm den letzten Schoppen vorstellte und zuvor sanft daraus nippte und sagte: „Ich will dir's zugebracht haben, Fritz, auf fröhliches Wiedersehen!“ da fiel ihr eine heiße Thräne herab und sie ging schnell weg, ihre Traurigkeit paßte nicht in das lärmende Gelage.

Den andern Morgen gieng's zum Dorfe hinaus und die Rekruten sangen fröhlich: „Ich hatt' einen Kameraden!“ Der Fritz aber sah noch oftmals zurück und hatte eine brennendrothe Nelke im Knopfloch, auf und nieder von derselben Farbe wie ein so schöner Nelkenstock auf Kreuzwirths Blumenbrett blühte.

Der arme Fritz! ein Jahr später lag er im Stadtspitale todtkrank an den Blattern, und als er wieder genesen war, da war sein Augenlicht weg und er konnte nicht sehen wie entstellt er im Gesicht aussah und das war vielleicht sein Glück. Er wurde in sein Dorf zurückgeführt und am kleinen Hause seiner Mutter langsam vom Wagen gehoben. Er fragte nicht: „ei wie geht's der Lene?“ Die Mutter selbst hatte ja beim Empfang gesagt: „Ach Gott, Fritz, wie siehst du häßlich aus! bist du's denn noch?“ Traurig saß er hinten auf der Ofenbank und wäre noch ein Lichtschimmer im Auge gewesen, die Thränen hätten ihn vollends verlöscht. —

Der Kreuzwirth wurde alt, er brauchte einen tüchtigen Schwiegersohn, der überall die Augen in der Wirthschaft hatte, bald war einer gefunden und der Fritz hörte: „Heute ist Hochzeit im Kreuz!“ Er sagte kein Wort, war der Lene auch nicht böse; wer weiß auch, ob sie so glücklich war als die Leute meinten, sie hat am Hochzeitstage viel geweint.

So waren wieder lange, traurige Wochen verflossen, da brachte der Schulmeister dem Fritz eine

Geige und sagte: „es hat sie mir jemand für dich gegeben, ich darf nicht sagen wer, ich soll dich Stückchen d'rauf spielen lehren, daß du aus dem Trübsinn herauskommst und dir dein Brod verdienen kannst.“ Der Fritz nahm sie, ihm war, sie sei von der Lene gekommen, wer sollte wohl sonst noch an ihn gedacht haben? und er lernte wacker und konnte bald hübsche Stücke darauf spielen, den Lauterbacher und andere lustige Tänze. Jetzt zog er, von einem armen Bübchen geführt, an den Sonn- und Feiertagen oder wenn es sonst eine Festlichkeit gab auf die Dorfschenken hinaus und spielte den muntern Burschen zum Tanze auf, daß sie hell aufjauchzten, mit den Füßen den Takt stampften und ihm mancher Sechsbätzner auf's Teller geworfen wurde. In das Kreuz allein getraute er sich nicht zu gehen, er fürchtete sich vor der Lene, weil er so gar entstellt aussah. Als aber seine Mutter starb und er einsam in der Kammer saß und bald zum letztenmal, denn das Häuslein sollte verkauft werden, da klopfte es leise an der Thüre. „Wer ist es?“ sagte er. „Ich bin's, die Lene!“ hörte

er sagen — o es war eine liebe wohlbekannte Stimme! — und er fühlte ihre weiche Hand in der seinen. „Ich habe mit meinem Manne gesprochen, sagte sie weiter mit zitternder Stimme, wir haben ein übriges Stübchen im Kreuz, da sollst du wohnen, und so lang wir zu essen haben, hast du's auch, daneben verdienst du dir ja auch immer etwas mit der Geige, o ziehe zu uns, du sollst's gut haben!" Da ergriff er der Lene Hand und verküßte sie und schluchzte wie ein Kind. „Ich sollt's eigentlich nicht annehmen, sagte er endlich, ich paßte wohl besser in den Sarg als unter glückliche Leute, aber so allein, blind und verlassen kann ich's allerdings nimmer aushalten, ich würde mir am Ende ein Leids zufügen und das wäre eine große Sünde!" Und so zog er in das Kreuz und war dort bald wie zu Haus; die Lene und ihr Mann waren immer freundlich und sanft gegen ihn und die Kinder kletterten ihm auf den Knieen herum und er erzählte ihnen schauerlich schöne Geschichten von Räubern und Mohren. Die Leute sagten oft: „man meint ordentlich, der Fritz sehe wieder, so hell blinken

seine Augen!" es war aber die innere Freudigkeit, die daraus hervorleuchtete.

Jetzt ist der Fritz alt und die Lene auch nimmer jung und jetzt erst wagen sie hie und da von den früheren Tagen zu sprechen, wo er noch ein schmucker Bursche war und ein Auge hatte wie ein Falke, zumal wenn die Lene von weitem zu sehen war.

Stirbt er, so weint sie ihm gewiß eine Thräne nach wie damals wo er als Rekrut in die Ferne zog und sein Grab bleibt nicht ohne eine Blume, ist's auch keine brennendrothe Nelke, so ist's doch ein Rosmarin.

Der Schreibervogel.

Der Schreibervogel.

Viele haben ihn noch gar nie gesehen, ich leider schon zweimal, erst gerstern Abend. Hu wie er an mir vorbeisauste, mich mit hohlen Augen anstierte! Die spitze Feder hielt er wie einen Speer vor sich. —

„Nun wer denn? was denn?“ Geduld! ich will's erzählen, so weit ich es nämlich selbst weiß. Es war einmal ein Schreiber, ein Amtmann oder so was, ein recht eingefleischter Aktenwurm, bitterbös und griesgramig, aber fleißig, er kam den ganzen Tag nicht von seinem Schreibbock herunter, saß immer vor dem Schreibtisch und schrieb Akten und studirte Fascikel. Dadurch wurde ihm Herz und Nerven versteinert, und die Natur außer dem Zimmer, die Blumen, Wälder, blaue Luft, Vögel und Wolken sah er als etwas ganz Unnöthiges an, ließ sogleich das Rouleau herab, wenn ein Sonnenstrahl ihm auf das graue Conceptpapier schien. Nun also

bös war er und hochmüthig und trat ein Bauer herein und hatte das Anklopfen vergessen, da schnauzte er ihn an wie ein angeschossener Eber, „hinaus, Kerl! und zuvor angeklopft!“ rief er, daß der Bauer zitterte, als ob er das kalte Fieber hätte und den Hut fallen ließ vor Angst.

Einmal an einem schönen Frühlingsmorgen saß er auch wie angenagelt auf seinem Schreibbock und schrieb und sandelte und war mismuthig, warum wußte er selbst nicht, es war halt seine Art so! Da klopfte es zuerst leise, dann lauter, dann stark — „Herein in's Dreiteufelsnamen!“ rief er; da trat ein altes Bauernweib herein und machte einen demüthigen Knix und sagte: „guten Morgen!“ „Was will sie?“ herrschte er sie mit rauher Stimme an und war schon fuchsteufelswild, weil sie nur einfach guten Morgen gesagt hatte und nicht „Herr“ oder sonst einen Titel dazu. „D'rum wollt' ich nur schön gebeten haben“, sagte das Bauernweib, „daß man meinen Sohn endlich freiläßt, er ist schon drei Tage ungerecht eingesperrt und“ — „Was ungerecht eingesperrt? als ob man euch Bauernvolk je

ungerecht einsperren könnte!" schrie der Amtmann und war kirschroth vor Zorn, „hinaus, alte Hexe, hinaus!"

„So eine alte Hexe schimpft Ihr mich?" sagte das Bauernweib und sah ihn mit stechenden Augen an, „ei nun, wenn ich denn durchaus eine Hexe sein soll, so will ich auch eine rechte sein!" und mit diesen Worten zog sie ein unscheinbares Rüthchen unter ihrer Schürze hervor und schlug dreimal an den Schreibbock, worauf der Schreiber saß. Da bekam der Schreibbock plötzlich Flügel, die waren aus all den Federn zusammengesetzt, die der Schreiber schon je in seinem Leben geschnitten hatte und hob sich und flog mit dem Schreiber zum Fenster hinaus, daß die Scheiben klirrten; das Weib aber ballte die Faust und rief nach:

„Fliegen, fliegen sollst du, verfluchter Schreiber, so lange bis es keinen Schreiber mehr auf Erden gibt! Das heißt wohl in alle Ewigkeit!" fügte sie heiser lachend hinzu.

Was geschah aber aus dem Schreiber? Der saß fest angeklammert auf dem Schreibbock und fluchte und schrie und rief „halt! halt!" es nützte

aber zu nichts, die Flügel rauschten in gleichem Takte und der Schreibbock mit dem Schreiber darauf flog unaufhaltsam fort über Berge und Thäler, Städte und Dörfer, bald hoch in den lichten Wolken, dem blauen Aether, bald hart über die Blüthenbäume weg, über Gärten und Wiesen. Die Bauern auf den Feldern bekreuzten sich und riefen einander zu: „Das ist ein Schreiber, den hat der Teufel geholt!“

„Nein das ist der Teufel selbst!“ meinten Andere. — Der Schreiber aber muß fliegen, fliegen über Land und Meer in alle Ewigkeit, ganz wie es die Hexe ihm angewünscht hat. Ob er noch lebt oder nur als Gerippe auf dem Schreibbock sitzt, wer weiß es? Die Augen stieren hohl wie aus einem Todtenkopf, die Beine schlottern mager herab, es geht wie im Sturme vorbei. Wem der fliegende Schreiber begegnet, dem soll's einen Prozeß bedeuten, so sagt man, es ist wohl eine Fabel, aber das ist jedenfalls wahr: man erschrickt bis in den Tod, schüttelt sich unwillkührlich und seufzt: „Herr behüt' uns vor den Schreibern!“

Der Kreuzschnabel.

Womit Jemand sündiget,
Damit wird er gestraft.

Weisheit Salom. 11, 11.

Der Kreuzschnabel.

Es mögen jetzt 50 Jahre sein, vielleicht auch mehr, da stand in einem Thale Tyrols, da wo jetzt die Kapelle mit dem eisernen Kreuze ist, ein großes Haus, das hatte eine künstlich geschnitzelte Altane rings herum und auf den Fensterläden waren rothe Tulipanen gemalt und über der Hausthüre war ein Fuhrmann abconterfeit mit einem Güterwagen und vier Pferden und darunter stand der Spruch:

Ich lebe und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe und weiß nicht wann,
Ich fahre und weiß nicht wohin,
Mich wundert nur, daß ich so lustig bin.

Das Haus gehörte dem reichen Bauern Veit und hinter dem Hause war ein großer Hof mit

Brunnen und Stallungen zu Vieh und Pferd und ein Garten und kurz das ganze Anwesen war, was nur schön heißt. Der Veit wäre so übel nicht gewesen, obwohl die Leute Manches munkelten, wie er zu seinem Reichthum gekommen; aber sein Sohn Seppel, das war die böse Stunde selbst, der wär doch nicht wie andere brave Buben im Sommer auf die Allmand gegangen, wo sein Vater so schöne Viehheerden hatte laufen, ei bewahre! Da hat er lieber die Büchse von der Wand gerissen und ist hoch in's Gebirge den Gemsen nachgelaufen, und so verwegen wie ihn gab's keinen Gemsjäger weit und breit, dabei war er aber auch übermüthig auf seinen Reichthum und händelsüchtig, wie nur einer sein kann. Kam er auf den Tanzboden und war vorher Alles friedlich und wohlgemuth, da brachte er doch gewiß Alles untereinander, bis es Schläg und Händel gab, denn den geringsten Widerspruch konnte er nicht ertragen.

Nun hatte neben Veits Anwesen eine Wittwe ein kleines, altes Häuschen, das war neben dem reichen Bauernhause gar ärmlich anzusehen, doch

innen war's geputzt und reinlich und den ganzen Tag schnurrte das Rädchen, denn seit dem Tode ihres Mannes ging es der Frau ziemlich knapp und sie mußte mit Spinnen ihren Unterhalt verdienen, lebte auch recht still und einsam. Zum reichen Veit hinüber wagte sie nie zu gehen, der sah sie ziemlich über die Achsel an, der Seppel aber that ihr einen Possen wo er nur konnte. Die Frau hatte eine Ziege, die gab gute Milch, und in der Stube am Fenster hing ein Käfig aus Weiden, darin war ein Kreuzschnabel, der war der Frau ihre einzige Freude und Unterhaltung und war so zahm, daß er ihr immer die Körnlein aus der Hand fraß. Nun geschah es, daß der alte Veit starb und war vorher Seppel auf seinen Reichthum übermüthig, so war er es jetzt noch mehr, denn jetzt war er Herr im Haus und konnte schalten und walten, wie er wollte. Alles wollte er jetzt auch viel schöner gemacht haben und vergrößert, daß man ihm den Reichthum schon von weitem ansehen solle, darum stand ihm das Haus der Wittwe gewaltig im Wege.

„Was will sie um ihre Barracke?“ sagte er zu ihr, als sie gerade an seinem Haus vorbeiging, um gesponnenes Garn in die Stadt zu tragen.

„Mein Haus verkaufen? ich?“ entgegnete die Wittwe, „nein das ist mir um all Euer Geld nicht feil! wo mein Mann selig gelebt hat und gestorben ist, da will ich auch einst sterben.“ Und damit ging sie weiter und ließ den reichen Seppel verblüfft stehen. Der aber wurde ganz rasend über die Weigerung der Frau und hatte er schon vorher unnachbarlich gegen sie gehandelt wo er nur konnte, so nahm er sich jetzt in seinem Zorn vor, sie einmal recht tief zu kränken und weil er wußte, daß ihr der Kreuzvogel fast die einzige Unterhaltung war, so ging er schnell hinüber, öffnete den Käfig, daß der Vogel auf und davon flog und steckte statt des Vogels eine Maus hinein, damit die Frau recht erschrecken solle. Richtig wie die Frau Abends heimkam, war auch ihr Erstes nach ihrem lieben Vögelein zu schauen und sie erschrack nicht wenig und mußte weinen, daß es ihr fast das Herz abstieß. Jetzt erst kam sie sich ganz arm und verlassen vor.

Doch obgleich sie wußte, daß das der Seppel gethan, sagte sie kein Wort und bat nur Gott sie bald sterben zu lassen, um nicht länger so viel dulden zu müssen. Den andern Morgen schien die Frühlingssonne warm ins Zimmer und sie saß traurig an ihrem Spinnrädchen und dachte an ihren lieben Vogel, da ging mit stolzen Schritten der Seppel mit der Büchse auf dem Rücken an ihrem Fenster vorbei und wanderte dem Gebirge zu um einen Gemsbock zu schießen. Er stieg höher und höher und jetzt stand er hoch oben im ewigen Schnee und blickte herab in die sonnige Gegend, wo sein Haus liegen mochte, da flog plötzlich hart an ihm ein Vogel vorbei, der berührte leicht mit den Flügelein den Schnee und es war ihm als sei es der Kreuzschnabel gewesen und er habe beim Auffliegen gerufen: „bitt bei Gott! bitt bei Gott!“ Der Schnee aber, den das Vögelein im Dahinfliegen aufrührte, war zur Kugel geworden und rollte hinab und wurde größer und größer und sprang jetzt in wilden Sätzen als Lawine donnernd in's Thal. Wo einst des reichen Veits Haus, Stallung und Garten gestanden,

da war jetzt Alles in Schnee und Schutt begraben, doch das Haus der Wittwe war verschont geblieben und sie lag betend auf den Knieen und dankte Gott für die Rettung und wagte lange nicht vor die Hütte zu treten. Der Seppel aber war wie toll den Berg herabgerast und mit einem lauten Schrei auf der Stelle, wo einst sein Haus gestanden, niedergesunken. Mitleidsvoll nahm ihn die Wittwe in ihre Wohnung, doch sein Geist blieb umnachtet und unter wildem Phantasiren und mit dem Rufe: „bitt bei Gott! bitt bei Gott!“ starb er in ihren Armen. Die Verwandten Seppels ließen an dem Ort, wo einst das Haus mit der zierlichen Altane und mit den rothen Tulipanen auf den Fensterläden und dem schönen Spruche gestanden, eine Kapelle erbauen und die Wittwe hat darin jeden Tag für den armen Seppel gebetet bis an ihr seliges Ende.

Die treue Marie.

Anders wird's, als wir's begonnen,
Anders kommt's, als wir gehofft,
Was zur Hochzeit war gesponnen,
Ward zum Leichentuch schon oft.

Geibel.

Die treue Marie.

„Hier einen Kuß und noch einen Kuß und jetzt gute Nacht!" hatte er zu ihr gesagt; „der Mond scheint so hell über den See, sind wir auch arm, an unserem Hochzeitstag morgen soll's den Gästen doch an nichts fehlen; siehst du, wie es eben wie eine Sternschnuppe aus dem See schnalzte? ein paar Fische müssen mir heute schon noch in's Netz." Und damit war er fort. Sie stand noch lange vor der Thüre und sah ihm nach und hörte wie die Kette am Nachen herabrasselte und wie das Schifflein über die Kiesel rauschte, und hörte, wie das Ruder durch den See plätscherte. Warum war es ihr gerade heute Abend so traurig zu Muthe? sie hätte sich recht ausweinen mögen, und doch schämte sie sich wieder, morgen war ja der Hochzeitstag!

Traurig schob sie den Riegel an der Hausthüre vor, und während sie ihrem Kämmerlein zuging, zwang sie sich lustig zu sein und sang ihr Leiblied-lein, das fing an:

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See —

aber es wollte heute nicht gehen, es trieb sie wieder aus dem Stüblein auf die Altane; dort stand sie und schaute hinaus über den See. Alles war still, nur die Fischlein schnalzten und machten im Mond-schein goldene Ringlein. Plötzlich — rief es nicht: „Marie!" ? „Nein, ich bin wohl schläfrig", sagte sie vor sich hin, „der Wind rauschte dort durch das Schilfrohr. Ach, wie sieht der Mond auf einmal so kalt und geisterhaft mich an, daß mich innerlich friert!

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See,
Zwei Sternlein an dem Himmelszelt —

Nein, mit dem Singen ist's heute aus, es macht mich nur noch trauriger! aber recht beten will ich heute noch, vielleicht wird mir's dann leichter!"

Da warf sie noch einmal einen langen Blick über den See und lauschte; kein Laut regte sich, nur am Ufer flatterte einsam ein Nachtvogel. Seufzend schlich sie in's Kämmerlein; dort mag sie wohl noch lange vor dem Cruzifix auf den Knieen gelegen haben; der Boden sei dort in der Frühe noch naß gewesen von Thränen; aber soviel ist gewiß, als die alte Mutter Morgens in's Schlafkämmerlein trat und eben sagen wollte: „Gottes Segen zum Hochzeitstag!" da schlug sie entsetzt die magern Hände zusammen und schrie: „Jesus Maria wie siehst du aus! ach Gott, Marie, was ist dir?" die Marie aber stand geisterbleich wie ein weißes Kirchhofröslein mitten in der Stube, hatte ihr Hochzeitskleid angethan und ein Blumenkränzlein auf den dunkeln Haaren, diese aber hingen herab wie ein schwarzer Schleier. „Mutter", sagte sie, „ich weiß schon Alles", und lächelte dabei ganz seltsam, „heute ist Hochzeitstag im kühlen See; hörst du wie er

ruft: „Marie! Marie!“ die böse Seefrau hat ihn umschlungen; „mein mußt du sein! mein!“ — „Aber ich kann nicht, ich gehöre ja der Marie“, hat er gesagt und gerufen: „Marie! Marie!“ Und heute Nacht, liebe Mutter — ach, weine nicht, es ist ja so lustig! — da habe ich ihn im Traume gesehen, ganz deutlich, er schlief tief unten in der Seefrau dunkelm Kämmerlein, und sie hielt ihn fest mit den Armen umschlossen, aber meine Augen drangen wie zwei Sternlein zu ihm hinunter, daß er von dem Glanze aufwachte und rief: „Marie! Marie!“ — Ach wie zornig war da die Seefrau!“

„O Marie, gute Marie, ich sterbe ja vor Angst!“ rief die Mutter und fiel ihr um den Hals und schluchzte laut; die Marie aber lächelte nur still vor sich hin; dieß Lächeln aber sei schauerlicher gewesen als das ärgste Weinen, hat die Mutter nachher oft erzählt. — Nun kurzgesagt, die Marie hatte eben doch recht: ihr Baltas war richtig ertrunken.

Der Mittag kam, die Mutter, die Hochzeitgäste, der Pfarrer warteten und warteten, aber der Baltas kam nicht. Am Abend wurde sein Nachen an's Ufer ge-

trieben, er war leer. Alt und Jung suchte traurig das Ufer auf und ab, und auch im See, so gut es ging, denn man hatte den Baltas im ganzen Dorfe gar lieb, — aber nirgends war eine Spur von ihm. Die Marie aber blieb zu aller Verwunderung bei all dem theilnahmlos, saß still und starr im Hochzeitsschmucke in ihrem Stüblein, lächelte und nickte nur hie und da mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Ja, ja, ich komme!" sah aber dabei todtenblaß aus, und die Augen schienen ordentlich größer geworden zu sein und strahlten schöner als je.

In der Nacht schien der Mond wieder ganz hell. „Gottes Engel seien mit dir, armes Kind!" hatte die Mutter gesagt und ein Kreuz über Marie gemacht, die still auf dem Rande des Bettes saß, und die Alte dankte jetzt im einsamen Stübchen Gott auf den Knieen, daß er ihrer Tochter Herz gestärkt und sie nicht unter dem Schmerz habe erliegen lassen, da hörte sie ein Ruder und es sang vom See her:

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See,
Zwei Sternlein an dem Himmelszelt —

„Heiliger Gott, meine Tochter!" schrie sie auf; „Marie! Marie!" — Umsonst! der Gesang verhallte allmälig in der Ferne; auf ihren Ruf waren schnell die Nachbarn bei der Hand und ruderten der Marie nach. Endlich kamen sie dem Gesang näher, hörten deutlich noch:

Zwei Fischlein unten in dem See —

darauf war Alles still; jetzt erreichten sie den Kahn, er war leer, von der Marie weit und breit nichts. Frühmorgens trieben die Wellen zwei Leichen an's Ufer; die eine im Brautschmuck hielt die andere mit den Armen fest, fest umschlungen. Alle hatten den Baltas gesucht, aber nur Marie hatte ihn gefunden.

Die Begegnung.

Die Begegnung.

Gebirgsluft, Tannenluft, Morgenluft. — Wessen Herz ist so verschlossen, daß es da nicht freudig wie von Gottes Finger berührt aufgeht und allen besseren Gefühlen Einlaß gibt? Die Wurzeln der Tannen legten sich über den schmalen Waldweg als riefen sie: „warum eilst du so schnell, Wanderer? Besser als hier kannst du ja nirgends sein!“ Von Ferne kam ein altes Bauernweibchen heran; den Rosenkranz, das Gebetbuch in der Hand schritt es im faltenreichen schwarzen Sonntagskleide ruhig und ernst, es ging wohl zur nahen Kirche im Thal. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach es im Vorübergehen mit freundlichem Knix. „In Ewigkeit, Amen!“ antwortete ich.

„In Ewigkeit, Amen!“ murmelte ich noch einmal vor mich hin — o dieser liebe Laut! wie un-

willkührlich war er mir aus dem Herzen gekommen. Wehmüthig sah ich dem Bauernweibchen nach, es verschwand eben hinter den Tannen. War es eine menschliche Begegnung gewesen, oder war mir hier in der frischen, ursprünglichen Waldeinsamkeit noch einmal mein alter kindlicher Glaube geisterhaft in schlichtem Gewande erschienen mit dem frommen mahnenden Gruße:

„Gelobt sei Jesus Christus!“ — ?

Die Sternschnuppe.

Die Sternschnuppe.

„Nicht wahr liebe Mutter, was man sich wünscht, während eine Sternschnuppe vom Himmel fällt, das wird wahr?" — „Glaube es immerhin, liebe Tochter", sagte die Mutter sanft lächelnd, „was sich ein gutes Kind wünscht, während es zum klaren Sternenhimmel aufblickt, das kann ja kein böser ungerechter Wunsch sein." — „Nun dann wirst du recht bald wieder gesund!" rief das Kind, und patschte vor Freude in die Hände. „Denke nur, als ich vorhin noch die Arznei in der Apotheke holte, da fiel gerade, als ich über den Marktplatz ging, eine Sternschnuppe in einem hohen lichten Bogen langsam herab, und ich wünschte mir schnell, du möchtest wieder gesund sein, und jetzt wird es also wahr!" — „Wenn es Gottes Wille so ist, liebes Kind", sagte die Mutter und küßte es auf die Stirne, wäh-

rend sie vergeblich ihre Thränen zu verbergen suchte. Ach, klammerte sie sich auch ihrem Kinde zu lieb fest an das Leben, so hatte sie doch längst aufgehört, Genesung von ihrer schweren Krankheit zu hoffen. Wie viele Arzeneien hatte sie schon eingenommen, wie oft hatte sie der Arzt auf besseres Wetter vertröstet! Heute endlich hatte er selbst seine Rathlosigkeit ihr gestanden, und auch ohne das fühlte sie wohl am besten wie von Tag zu Tag ihre Kräfte abnahmen, wie ihr schwacher Körper nimmer im Stande war, gegen das heftige Fieber, das ihn unablässig verzehrte, anzukämpfen. Wie eng, wie todesbang war es ihr beim Athmen! wie oft hätte sie schon den Tod herbeigesehnt, wäre nicht ihr Kind gewesen, ihr liebes, dann so verlassenes Kind. — „O, weine nicht, liebe Mutter! glaub's nur, die Sterne lügen nicht, du mußt gesund werden, und dann gehen wir recht lieb mit einander spazieren; es muß jetzt wunderschön draußen sein, denk' nur, es gibt schon Maiblümchen und blühende Erdbeeren, und den Kukuk hat man auch schon schreien hören.“ — „Wir wollen das Beßte

hoffen, mein Kind. Gott, wie ist mir so bang, gib mir dort von der neuen Arznei.“ — „Ach, meine liebe Mutter, sieh, die Arznei nützt doch nichts; wie viele hast du schon eingenommen! laß mich lieber einmal recht fest deine Hand halten und an die Sternschnuppe denken.“

Schmerzlich lächelnd ließ es die Mutter geschehen.

„Deine Hand thut mir in der That wohl“, sagte nach einer kleinen Weile die Mutter, „o lege mir die andere auf die Stirn, mein Kopf zerspringt mir fast.

Das Kind strich sanft die Haare aus der bleichen Stirne der Kranken und legte sein rechtes Händchen darauf, während es mit dem linken die fieberheiße Hand der Mutter fest gefaßt hielt.

„Welch' eigenthümliche Empfindung“, sagte die Mutter, „zuerst wurde mir's so eben noch viel banger, ich wollte dich aber nicht in deinem Glauben stören, jetzt aber ist mir's, als spürte ich aus deiner Hand einen wohlthätigen Strom in mich übergehen; auf der Stirne fühle ich's, als ob ein

kühler Hauch über sie hinzöge. O wie wohl thut das! Meinst du nicht auch, meine Haut ist nimmer so trocken und heiß? das Athmen wird mir viel leichter, ich kann, glaub' ich, schlafen." Und sanft lächelnd schloß sie die Augenlider.

Das Kind aber blieb ganz ruhig neben dem Bette sitzen, hielt fest die Hand der Mutter in der seinigen und dachte immer an den herabgefallenen Stern und an seinen Wunsch und daß die liebe Mutter jetzt gesund werden müsse, bis es von Müdigkeit überwältigt das Köpflein auf das Kopfkissen neben die Mutter sinken ließ und einschlief.

Als es wieder die Augen aufschlug, schien die Sonne hell in's Zimmer, die Mutter saß aufrecht im Bette, umschlang es mit den Armen und rief: „Guten Morgen, mein lieber kleiner Doktor! ach, mir zu lieb bist du heute Nacht nicht in dein Bettlein gekommen, ich aber habe prächtig geschlafen, so gut wie schon lange nicht mehr, und mein Fieber hat aufgehört, ich fühle mich so gestärkt und neubelebt, als ob ich schon ganz ge=

nesen wäre.“ — „So ist es wahr? es ist ganz gewiß kein Traum?“ jauchzte das Kind, „o siehst du, wie gut es war, daß ich mir bei der Sternschnuppe deine Gesundheit wünschte.“ — „Ja gewiß“, sagte die Mutter, „nur dein kindlich frommer Wunsch gab dir felsenfestes Vertrauen und Glauben und ließ dadurch deiner kleinen Hand eine wunderthätige, magnetische Heilkraft entströmen.“

Ein Menschenleben.

Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder,
Dann lebst du immer froh, so lang du lebst,
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin —
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur.

Leopold Schefer.

Ein Menschenleben.

In stillen Stunden der Erinnerung oder auch in Träumen steht er oft klar vor mir, als lebte er noch und reichte mir seine magere, welke Hand: „komm laß uns in den Wald gehen.“ O der liebe Todte! ich habe ihm noch manches böse Wort, manchen Scherz, den ich im jugendlichen Muthwillen mit anderen Kameraden meines Alters an ihm verübt, abzubitten. Weil er klein war und mißgestaltet, und uns, trotzdem, daß er einige Jahre älter war als wir, nur Sanftmuth entgegensetzen konnte, mußte er oft unter unserem Spotte leiden. Dann, wann wir's zu arg trieben, wurde er nur noch bleicher als gewöhnlich und schlich traurig vom Spielplatz weg. Wir sahen ihn hierauf wochenlang nicht mehr bei unseren Spielen, und er saß Abends still und einsam auf der Bank vor dem Hause und sah mit den lichten, blauen

Augen in den Mond, oder freute sich an den seltsamen Wolkengestalten; am Tag aber trieb er sich im Wald herum, weßwegen wir ihn auch spottend den Waldgnomen nannten. Im Grunde aber hatten wir ihn Alle von Herzen gern, und wenn wir ihn lange nicht sahen, fühlten wir bald ein Heimweh, wie ich es noch heute nach ihm empfinde.

Warum er immer dem Wald zueilte und da oft Tage lang allein sein konnte, begriffen wir nicht, denn wenn wir Knaben bei einer lauten Streife durch den Wald, in der wir Bäume erkletterten und Gebüsche durchstöberten, um Vogelnester und Eichhörnchen zu erhaschen, zufällig auf ihn trafen, so lag er meist still im Moose und hatte keine Freude an unserer Beute, bat uns sogar oft lange und herzlich, bis wir ihm einen jungen Vogel abtraten, den er dann nach Hause nahm und pflegte, bis er flügge ward, dann trug er ihn wieder in den Wald und ließ ihn fliegen und sah ihm freudeleuchtend nach, bis er über den Wipfeln verschwand. An einem solchen Tage war er viel heiterer als gewöhnlich,

und es schien ihn sogar zu freuen, wenn wir ihn Waldgnom nannten.

Einst suchte ich Maiblümchen und verirrte mich, und als mir schon recht unheimlich zu Muthe war, und die untergehende Sonne durch die Bäume schaute, da erblickte ich plötzlich ihn. Er lehnte an einer alten Tanne und wir war's, er weinte. Nur schüchtern trat ich zu ihm. „O siehst du," sagte er und sah mich durch Thränen lächelnd an, „es gibt doch keinen bessern Freund als eine Tanne. Wenn ich einmal sterbe, eine Tanne möchte ich auf meinem Grabe haben. Nicht wahr, die Tanne weiß nicht, daß ich krank und bucklig bin? sie grünt für mich so schön wie für euch und freut sich, wenn ich zu ihr komme?"

Mir wurde selbst ganz weich um's Herz und ich setzte mich zu ihm hin aufs Moos. „Aber ich habe dich ja auch gern!" sagte ich und faßte seine Hand. „Das wohl, aber du bist eben auch ein Mensch!" — „Nun, und bist du nicht auch einer?" „Schon recht, aber nennt ihr mich nicht den Waldgnomen? und oft ist es mir selbst, als wäre ich ein solcher; ich habe

jüngst ein Lied singen hören von einem Fischer, den eine Wasserjungfer in die Tiefe hinabzog, und gerade so ist es mir oft. Ich glaube die Blumen und Bäume haben mich schon halb in ihr Reich hinübergezogen. Einmal schlummerte ich hier unter der hohen Tanne, die Bäume hatten so seltsam gerauscht, und das hatte mich in Schlaf gewiegt, da träumte mir, ich sänke langsam unter den Boden hinab und die Erde schlöße sich wieder ob mir. Mir war aber gar nicht angst dabei; du weißt meine Mutter starb schon lange, ich kann mich ihrer nimmer erinnern, aber als ich unter dem Boden lag, da dachte ich: so muß es einem glücklichen Kinde zu Muthe sein, das seiner Mutter auf dem Schooſe ruht und von ihr an das Herz gedrückt wird, ich hatte so ein eigenes, warmes Gefühl von Geliebtsein und fühlte mich so sicher und geborgen. — Sonderbar! sollte das der Tod sein? dachte ich weiter, ach, da wäre ja das Sterben etwas ganz Schönes! Plötzlich sah ich im Traum durch eine kleine, kleine Ritze den Tag dringen, und die Ritze wurde immer größer, und ein Sonnenstrahl fiel gerade auf mich herab. Da fühlte ich eine nie

gekannte, frische Lebenslust mich durchquellen, und ich rang mich herauf und es war mir, als zöge mich der Sonnenstrahl immer höher und höher. Die Vögel sangen um mich, aber ihr Singen kam mir ganz anders vor als gewöhnlich, jeder Ton hatte für mich eine Bedeutung, und innerlich — o wie fühlte ich da eine Zufriedenheit, eine Frische, eine Kraft! Gott, so, so ist die Welt schön! dachte ich; ach warum hab' ich das denn früher nie so gefühlt? bin ich denn ein ganz anderer geworden? Da sah ich mich erst an und sah und sah — o denke dir meine Freude, mein Glück! — da sah ich, ich war ein Baum geworden, eine große, schlanke Tanne, und der Morgenwind durchflatterte meine Nadeln. — Wie lange der Traum gedauert hat, weiß ich nimmer, aber als ich erwachte, war ich recht traurig, daß es nur ein Traum gewesen war, und doch seit jener Zeit fühle ich mich näher mit den Blumen und Bäumen verwandt, es zieht mich immer stärker und öfter in den Wald, und es ist mir oft, als hörte ich die Bäume mir zuflüstern: stirb, daß du auch eine Pflanze werden darfst!" Weiter sprach er: „Welche

Ruhe herrscht in einem Walde und welche unendliche vor Allem in einem Tannenwald! Ich habe einmal ein Gedicht über einen Tannenwald gelesen:

O schönster Dom, den sich Natur erbaut!
Es ragen stolz der Tannen schlanke Säulen,
Die Zweige haben's zierlich überbaut,
Auf dunklem Grund als licht Gemälde schaut
Der Himmel mit den Wolken durch zuweilen.

In heilig Dämmern ist der Tag gehüllt,
Als bräch das Licht durch bunte Malereien
Uralter Fenster spielt es farbig mild,
Mit Balsamdüften ist die Luft erfüllt,
Ein jeder Strauch will seinen Weihrauch weihen.

Als läge Alles betend vor dem Herrn,
Ein ernstes Schweigen! — nur wie stille Beichte
Tönt leises Flüstern in den Zweigen fern,
Die Sonne blinkend durch als heller Stern
Strahlt wie vom Hochaltar die ew'ge Leuchte.

Ja ein Tannenwald, das ist doch die schönste Kirche! da fühlt man sich so frei, so erhaben über alle kleinlichen Erdensorgen und doch wieder so demüthig der Natur hingegeben, daß man sich fast schämt, daß man als Mensch mehr sein soll als die Blumen, Bäume, Vögel und Käfer rings umher. Wenn ich einen Kummer habe und mich vor Betrübtsein nimmer fassen kann, in der Stille des Waldes, beim Rauschen der Bäume da trocknen schnell die Thränen und finde ich Trost. Als neulich der Pfarrer in der Predigt sagte, am Tage der Auferstehung bekomme jeder Mensch wieder seine alte Gestalt, fiel mir dies Wort schwer auf das Herz und ich konnte gar nicht begreifen, daß das nur möglich sei. Ach, wie oft schon, wenn ihr im fröhlichen Spiel euch jagtet, herumsprangt, hatte ich gewünscht, ich möchte plötzlich mich in einen großen, farbigen Vogel verwandeln können und vor euren erstaunten Blicken mich jubelnd in das Himmelsblau aufschwingen, daß ihr Alle riefet: „ei seht einmal wer hätte das gedacht!“ Und jetzt sollte mich nicht einmal der Tod von meinem elenden Leibe auf immer befreien! Lange,

lange saß ich an jenem Sonntag Abend im Walde und anfangs fiel manche heiße Thräne in das Moos, doch allmählig fühlte ich, wie sich unaussprechlicher Frieden von den Wipfeln der Bäume in mein Herz niedersenkte, und ich dachte freudig und getröstet an den Traum, den ich dir eben erzählt habe." —

Seit jener Zeit schloß ich mich näher an ihn an, begleitete ihn oft in den Wald, und wurde sein treuer Beschützer, und es freute mich, wenn ich ihn hie und da mit einem schönen Waldstrauß, einer Versteinerung oder sonst etwas, was ihm gefiel, überraschen konnte, denn gar oft hielt ihn Kranksein ab, in den Wald zu gehen, auch sahen wir ihn immer seltener bei unseren Spielen. Dann ließ er mich wohl hie und da durch einen Gruß mahnen, ihn nicht ganz zu vergessen. Einmal schickte er mir auch mit einem schönen Waldstrauß folgende Verse:

Auf dem Berge oben, wo die Winde
Durch die alten Tannen klagend flüstern,
Sitz' ich oft in düstern,
Einsamen Gedanken.

Festgeklammert an der Mutter Erde
Wie die Bäume wachsen, grünen dürfen,
Thau des Himmels schlürfen,
O ein selig Loos das!

Unten wo der Rauch entsteigt den Dächern,
Wo die Tannen stehen glattgezimmert,
Es oft in mir wimmert
Wie ein Kind bei Fremden.

Einer Pflanze aus dem heim'schen Boden,
Mit den Fasern all' herausgerissen,
Die vertrocknen müssen,
Gleicht mein Herz bei Menschen.

Einst, nachdem ich ihn wieder lange nimmer gesehen, traf ich ihn auf der Bank vor seinem Hause sitzend, es war schon ziemlich spät und der Mond beleuchtete sein bleiches Antlitz. So blaß und mager wie heute war es mir noch nie vorgekommen, und ich dachte bei mir selbst: „ach der Arme wird wohl bald sterben!“ „Grüß dich Gott“, sagte er und gab

mir seine Hand, — sie war aber brennend heiß, nicht kalt wie sonst, — „ich habe dich lange nicht gesehen! ich hoffte immer, du bringst mir etwas vom Walde, ich konnte nicht zu ihm, ich lag im Bette; mir war so eng und bange, doch jetzt geht es etwas besser, die frische Kühle thut mir gar wohl.“

„Morgen, morgen, mein Guter, in aller Frühe bringe ich dir einen großen schönen Waldstrauß!“ entgegnete ich und schämte mich innerlich, daß ich es so lange unterlassen hatte, da ich doch wußte, welche herzliche Freude ich ihm immer dadurch machte. „Sieh' diese tausend, tausend Sterne“, sagte er, während ich mich neben ihn setzte; „je länger man hinsieht, desto unzähligere! ach, das ist doch etwas gar Schönes, Unbegreifliches! und findest du nicht auch, die Sterne sind zwar so unendlich weit entfernt von uns, aber sie blicken einen doch so warm, so verwandt an, daß man es gar nicht glauben mag, daß sie keine Seele haben und daß es gewaltige Weltkörper sind. Erinnerst du dich noch, wie einst der Lehrer uns sagte, das Blut der Thiere und der Saft der Pflanzen bestehe aus kleinen Kügelein, die

eine eigene Bewegung hätten? Da ist mir schon der Gedanke gekommen, die Erde und alle Gestirne seien nur die Blutkügelein irgend eines großen Thieres oder einer Pflanze, die wieder mit unzähligen andern auf einem Weltkörper, d. h. einem Blutkügelein wohnt; ha, wie eröffnet sich da ein unermeßlicher Blick in die gewaltige Größe der Schöpfung! und wie klein stehen wir da mit all' unsern Sorgen und Kämpfen um das jetzige und ein künftiges Leben! Wir und Alles um uns und die ganze Erde nur das unscheinbare Atom einer Pflanze oder eines Thiers, das wieder Millionen ähnliche neben sich und über sich hat! O wie treibt dieser Gedanke zur Demuth an, und doch wie erhebt er auch wieder! Das Blut, das durch meine Adern rollt, sind es nicht auch Millionen bewohnte Welten, deren Gebieter und Gott ich bin? — Doch halt, wie hoch habe ich mich verstiegen!" sagte er wehmüthig lächelnd und sah mich mit unendlicher Sanftmuth an: „gelt, das hast du dir doch nicht eingebildet, daß der arme Waldgnom am Ende gar noch ein Gott ist? Doch vergiß mir vor lauter Respekt nicht den Wald-

strauß morgen! Gute Nacht für heute; die kalte Nachtluft mahnt mich an meine kranke Menschlichkeit.“ —

Am andern Tage in aller Frühe war ich im Walde, und bald trat ich mit einem großen Strauße in der Hand in das Stübchen meines armen Freundes. Es war zum erstenmale, daß ich ihn in seinem Hause besuchte. Seine Eltern waren beide früh gestorben und er wohnte allein mit einer alten Verwandtin in einem einstockigen Häuschen am Ende des Orts. Das kleine Wohnzimmer war wie ich wohl schon manche gesehen hatte, und doch war ich beim Eintreten freudig davon überrascht. Die weißen, schmucklosen Wände, nur in der Ecke oben ein hölzernes Cruzifix mit Himmelfahrtsblumen umkränzt, der alte lederne Lehnsessel, der große Kachelofen, die Bank, die sich an zwei Seiten der Wand hinzog, der schwere Eichentisch davor — dieß Alles heimelte mich wohlthuend an, und es war mir, ich wäre schon als Kind einmal da gewesen. Die Fenster hatten runde Scheiben, und auf den breiten Simsen standen blühende Nelken, Levkoien und Rosen,

doch zwischen ihnen nahmen sich Orchideen, Gentianen, Farrenkräuter und andere Waldpflanzen in Scherben gar lieblich aus. Oft war ich im Walde an diesen Blumen vorbeigegangen, aber noch nie waren sie mir so wunderbar schön erschienen. Auch gab der Epheu, der sich an den Fenstern hinaufrankte, dem Zimmer ein klösterlich stilles Ansehen. Das Bett meines Freundes stand in einer Nische des Zimmers, und als ich eintrat, schlug er den weißen Vorhang zurück und lehnte sich vor um zu sehen, wer komme. Sobald er mich erblickte, schlug er freudig die Hände zusammen und rief: „ei, wie lieb bist du, daß du mich besuchst; ach, und welch' schönen Waldstrauß bringst du mir da! komm, setze dich her! du mußt mir vom Walde erzählen! Ach du Glücklicher, du warst heute schon im Walde! du sahst die Sonne durch die Buchen schimmern und die Zweige der Birke sich im Morgenhauch bewegen! und sieh, da glänzt noch Thau auf dem Immergrün! und in der Blumenglocke hier steckt noch ein verschlafenes Käferlein! Wie köstlich riechen die Federnelken und wilden Rosen! und wie zierlich umschlingt

die weiße Winde mit den hellen Blättern den dunklen Schleedornzweig! Ach, ihr Armen wäret wohl gerner im Walde geblieben! und müsset jetzt verwelken — mir zu lieb sterben!" setzte er leise hinzu, und während er schweigend jede einzelne der Blumen betrachtete und sie gegen das Licht hielt, ihre Umrisse besser zu schauen, sah ich wohl, wie ein trauriger Gedanke seine Seele durchzitterte. „Kommt das Sterben dir auch so schauerlich vor?" fragte er endlich; „ach, es ist doch etwas recht Trauriges um einen Menschen, der begraben wird! Kennst du das Lied vom Sterben?" — „Welches?" fragte ich. — „Es heißt: warum sterben?

Traurig ist der Tod fürwahr!
Manchen Menschen sah ich sterben,
Manche Lippe sich entfärben,
Nimmer will mir's werden klar:
Warum sterben müssen? sterben?

Leib jetzt schwer und Füße kalt,
Wollen, nimmer können sprechen,

Fühlen wie die Augen brechen,
Wie der Tod in's Herz sich krallt —
Warum sterben müssen? sterben?

In den schwarzen Leichenschrein
Nun hinein — hinausgetragen —
Erde drüber — Würmer nagen —
Und hernach? was wird es sein? —
Warum sterben müssen? sterben?

O sieh, diesen Gedanken habe ich auch schon oft gehabt: warum sterben müssen? und warum so schwer sterben müssen? die Pflanzen, die sterben gewiß leicht, Blumentod ist ein sanfter Tod! Die Blumen sind aber auch der Erde ihre liebsten Kinder; sie ruhen immer auf dem Schooße der Mutter, und beim Sterben drückt sie sie nur fester an's Herz. Doch der Mensch, der kämpft mit krampfhafter Verzweiflung noch um die letzte Minute, die letzte Secunde seines Lebens. O lebte er mehr in der Natur, sein Tod wäre leichter, er stürbe gerner. Da fragte er nicht ängstlich: „und hernach was wird es sein?"

selig lächelnd schliefe er ein am Herzen der Mutter und wollte es nicht besser haben als die anderen Kinder. Ach und würde man nur nicht im Sarge begraben! Das macht das Sterben besonders schauerlich! wozu auch von der lieben Erde durch Bretter, durch einen eichenen Kasten getrennt sein! Gehöre ich ihr nicht eben so gut an wie jede Pflanze, jedes Thier? Muß mich der Menschenhochmuth auch noch in das Grab hinein verfolgen?

Weh der Mensch stirbt so allein!
In dem engen Leichenschrein
Wird er einsam fortgetragen,
Eine Pflanze möcht ich sein!
Pflanzen sterben im Verein;
Nach dem Herbst — wozu da klagen! —
Hüllt Ein Leichentuch sie ein.

Heute Nacht schlief ich wenig und unruhig, doch gegen Morgen träumte mir wunderschön, ich sei ein Vogel und sitze in einem Neste, das war ganz aus Blumen geflochten." —

Ich besuchte von nun an täglich meinen kranken Freund und saß oft stundenlange neben seinem Bette. Je mehr seine Krankheit zunahm, desto weniger schien er für etwas Anderes Sinn zu haben als für Blumen. Ich brachte ihm täglich frische und entfernte im Stillen die andern, daß er ihr Welken nicht sah. Einmal da es regnete und ich nicht in den Wald konnte, brach ich ihm im Garten eine große weiße Lilie. O wie freute ihn das! er sah stundenlang in den tiefen Kelch hinab, als wollte sich seine Seele darein versenken. „Weiße Lilien," sagte er, „mußt du auf mein Grab pflanzen, sie glänzen so schön im Mondschein, als ob Engel am Grabe Wache hielten."

Den andern Tag frühmorgens trat ich mit einem großen Waldstrauße in sein Zimmer; die Morgensonne schien gar hell durch die runden Scheiben und die Blumenstöcke und der Epheu warfen einen zierlichen Schatten. Der Vorhang am Bett war zugezogen, wie es oft war, wenn er schlief. Auf dem Tisch lag die Bibel aufgeschlagen und neben ihr die Brille der alten Verwandtin, sie selbst aber saß im alten Lehnstuhl und barg das Gesicht in beiden

Händen. Als sie mich erblickte, schluchzte sie laut und deutete auf den Vorhang. Schnell schlug ich ihn zurück, — da lag mein Freund mitten unter Blumen, das Auge geschlossen und sein Gesicht noch bleicher als gewöhnlich, aber ein stilles Lächeln schien um seine Lippen zu schweben, als träumte er einen wunderseligen Traum. Ich faßte seine Hand, sie war starr. — „Wann starb er?“ fragte ich weinend. „Ich weiß es nicht,“ sagte die alte Frau; „heute Nacht hörte ich ihn stark husten, da ging ich von der Kammer herab und fragte ihn, ob ich ihm wachen sollte oder ein Nachtlicht anzünden. Nein, sagte er, macht Euch keine Mühe, liebe Base, es geht schon wieder besser, und der Mond scheint so schön durch die runden Scheiben und beleuchtet den Epheu, daß es Schade wäre, wenn ein Licht brennte. Doch wenn Ihr mir wollt einen Gefallen thun, gebt mir den Blumenstrauß dort, und stellt auch den blühenden Rosenstock neben mein Bett.“ Als ich vor einer Stunde herabkam, da lag er da so wie jetzt sanft lächelnd und mit Blumen umkränzt; ich glaubte lange er schlafe, endlich aber ward mir die Stille

um mich unheimlich, es kam mich eine Angst an, er könnte auch gestorben sein, ich betrachtete ihn genauer und wußte nicht, sollte ich klagen oder Gott danken, daß der Tod ihn so sanft überrascht hat."

Leise legte ich meinen Blumenstrauß auf das Herz meines todten Freundes, und meine Thränen thauten auf ihn nieder, als ob mein besseres Ich, als ob mir mein Schutzgeist gestorben wäre.

Als es zum Begraben kam, füllte ich den Sarg mit Blumen und Tannenreis und umwand ihn mit Kränzen. Weinend sah ich ihn in die stille Erde hinabsenken.

Auf das Grab pflanzte ich eine junge Tanne und Immergrün, Epheu, Rosen und Lilien. Sie blühten und grünten gar herrlich, als pflegte sie ein unsichtbarer Geist.

Es sind nun viele Jahre seit dem Tode meines Freundes verflossen, die Tanne ist ein großer Baum geworden und oftmals, wenn es mir bange werden will im lauten Getriebe des Lebens, flüchte ich zu

ihr und in ihrem stillen Schatten denke ich wehmüthig an meinen armen Freund und an sein reiches Herz und fühle tief, daß nur die Liebe zur Natur den wahren Frieden gibt.

Kerner, Theobald,

Natur und Frieden

Frankfurt a. M. 1859